

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B. ....**

(Fortsetzung.)

Herr Prell hatte kaum für möglich gehalten, daß der alle akademische Bildung entbehrende Lauter sich in dem Chaos der politischen Tagesnachrichten, in dem Gedankenurwald von politischen Leitartikeln und Korrespondenzen zurechtfinden könnte. Erinnernte er sich doch sehr wohl, wie schwierig es ihm selbst gewesen war, sich in die Thätigkeit verständnißvollen Ausziehens und Zusammenstellens des zu bestimmten Zwecken Brauchbaren aus den Spalten der allen möglichen Parteischaricirungen dienenden Tagesblätter hineinzuarbeiten. Aber merkwürdig! Schon beim dritten oder vierten Versuche mußte sich Herr Prell gestehen, daß der junge Mann, den als Kollegen anzuerkennen er sich noch nicht überwinden konnte, seine Sache recht gut, sehr gut sogar, machte. Alles Wichtigere war von Lauters Blaustift angestrichen, und kaum drei Stunden, freilich drei Stunden einer Arbeit ohne Aufschauern, brauchte er zur Durchsicht von 10 bis 15 größeren oder kleineren Zeitungen.

Das war für Prell äußerst bequem. Das eigentliche Zeitunglesen gewöhnte er sich von dem Tage an gänzlich ab, an welchem er sich überzeugt hatte, daß bei Lauter „wirklich viel natürliches Verständniß für Politik“, wie er sagte, vorhanden war. Zuerst schaute er alles das an, was Lauter angestrichen hatte; bald genug aber trieb er die Zeiterparniß noch weiter, indem er sich die verschiedenen Artikel, je nach der Wichtigkeit, welche sein junger Arbeitsgenosse ihnen beimaß, mit ein, zwei oder drei Strichen bezeichnen ließ, und in erster Linie nur die dreimal angestrichenen, dann aber höchstens noch die doppelt ausgezeichneten seiner Berücksichtigung würdigte.

Gelentlich ging er dann auch in seinen Experimenten mit der Leistungsfähigkeit Lauters noch einen Schritt weiter. Er übergab diesem mehrere von ihm selbst der Beachtung werth erklärte Zeitungsartikel mit dem Auftrage, aus denselben auf eigne Faust einen „Original“artikel für den „Tageskorrespondenten“ zu schmieden. Die Bemerkung Lauters, er würde das wohl in geeigneter Weise nicht zu stande bringen, weil er in der betreffenden Frage aus Mangel an den entsprechenden Kenntnissen keine eigne Meinung heüße, zwang den erfahrenen Kollegen zu einem überlegenen Lächeln. An der nöthigen Belehrung ließ derselbe es auch nicht fehlen:

„Ich bitte Sie, mein Lieber,“ sagte er in väterlichem Tone, „begreifen Sie denn nicht, daß Sie zu so etwas gar keine weiteren Kenntnisse brauchen, als Ihnen das Material, was ich Ihnen gebe.“ — die drei Zeitungsartikel nämlich, welche Prell selbst

garnicht gelesen hatte, — „dazu liefert? Und, eigne Meinung - wozu das? Sie sind doch zu verständig, um sich einzubilden, daß es unserm Publikum in irgendeiner Frage des öffentlichen Interesses darum zu thun wäre, die Privatansicht des Herrn Fritz Lauter zu hören. Nein, lieber junger Mann, das Publikum will und braucht nur zu erfahren, was man in den journalistischen Kreisen im allgemeinen und wie man an maßgebender Stelle denkt. Die Anschauungen der Journalistenwelt werden dirigirt von den geistigen Leitern der großen Zeitungen und den Parteichefs, deren journalistische Sprachorgane hauptsächlich die autographirten Korrespondenzen sind. Von da wird die politische Parole ausgegeben, und ein Provinzialblatt z. B. kann wohl, wenn sein Herausgeber sonst in unabhängiger Situation ist, die ihm den Luxus einer eigenen politischen Meinung gestattet, die Partei wählen, zu welcher er hält, aber in jeder einzelnen Frage muß er der Parteiparole folgen, wenn er das, im Vertrauen gesagt, entsehrlich beschränkte und leichtgläubige Publikum nicht ganz konfus und kopfscheu machen, und wenn er sich selbst nicht außerhalb jeder Partei stellen und das Piedestal seiner journalistischen Existenz unter seinen Füßen zertrümmern will.“

Herr Prell schlug, im Gefühle, zur publizistischen Erziehung seines neugebadenen Kollegen soeben auf das dankenswerthe beigetragen zu haben, die langen, dünnen Beine übereinander und lehnte sich würdevoll in seinem Redaktionsstuhl zurück. Fritz Lauter, der der nachdrucksvoll vorgetragenen Auseinandersetzung aufmerksam zugehört hatte, schien weniger befriedigt.

„So gäbe es also für die Redaktion einer großen Provinzialzeitung, wie die unsre,“ fragte er dann ziemlich gedehnt, „keine andre Aufgabe, als nachzubeten, was andere Leute gedacht und geschrieben haben?“

„Das nun grade nicht,“ entgegnete der Kollege Prell, etwas erstaunt darüber, daß dem jungen Manne seine Ausführungen, die dem, der sie geleistet, ebenso geistvoll als sonnenklar erschienen, nicht vollauf genüigten; „aber man muß wenigstens sehr vorsichtig sein, und auf keinen Fall wird es sich lohnen, in Kleinigkeiten sich auf eine eigne Meinung zu kapriziren, während man sich in wichtigen Fragen an das gemeinsame Parteiprogramm zu halten hat.“

Herr Prell, dem diese Erklärung nicht so fließend vom Munde gegangen war, als die schöne Rede vorher, glaubte mit dem Trumpe des Parteiprogramms, von dem natürlich so ein unerfahrener Redaktionszögling noch nichts wissen konnte, jede weitere

Diskussion abgebrochen zu haben. Aber er täuschte sich. Freiz Lauter sah zwar ganz außerordentlich verwundert drein, aber die Lust zu fragen, hatte er noch lange nicht verloren.

„Das gemeinsame Parteiprogramm? Ja, aber entschuldigen Sie, Herr Prell, was ist denn das für ein Parteiprogramm, nach dem wir uns zu richten haben? In dem Hauptartikel der Probenummer, der doch wohl von Ihnen selbst verfaßt ist, wie Sie mir gesagt haben, wenn ich nicht irre —“

Herr Prell fand, daß der Lauter ein verteuft gutes Gedächtniß habe. An den Inhalt der Probenummer hatte er, Prell, im Drange seiner Geschäfte in der That schon lange nicht mehr gedacht. Und nun hatte sich der junge Mensch auch die von seinem redaktionellen Mentor gelegentlich hingeworfene Bemerkung, der erste Leitartikel des „Tageskorrespondenten“, der dessen Programm enthielt, sei aus seiner Gedankenfabrik, hinter die Ohren geschrieben. Fatal! Indessen Herr Prell wäre kein gewiegter Journalist gewesen, wenn er sich so leicht in der imposanten Sicherheit bei der Äußerung seiner wirklichen oder angeblichen Meinungen hätte erschüttern lassen. Er unterbrach also Freiz Lauter mit den Worten:

„Und dieses unser Programm sagte?“

„Nun, es sagte doch wohl, der ‚Tageskorrespondent‘ werde sich von allem Parteitreiben fernhalten, er wolle gewissermaßen über den Parteien stehen und nur die Interessen des Publikums im Auge haben.“

Herr Prell lächelte überlegen.

„Sie sind wirklich noch ungeheuer naiv, mein lieber Lauter. Die Phrase vom Standpunkt über den Parteien ist doch nichts weiter, als ein Stück Speck, mit dem man Mäuse, d. h. Abonnenten, fängt. Unsere Zugehörigkeit zur großen liberalen Partei ist ja über jeden Zweifel erhaben.“

„So?“ sagte Lauter. „Speck war das! Und zur großen liberalen Partei gehören wir? Wo kann man sich denn nun darüber unterrichten, was diese Partei will? Was hat sie für ein Programm? Man muß es doch kennen, wenn man sich danach richten soll.“

Herrn Prell wurde die Fragelust des jungen Mannes ernstlich ungemüthlich.

„Wenn Sie politische Erfahrung gesammelt haben werden, werden Sie einsehen, daß das Programm einer großen politischen Partei nicht ein Wisch Papier ist, den man etwa stets in der Briefftasche bei sich tragen kann, sondern daß es in ganz etwas anderem besteht. Ich glaube nicht, daß ich Ihnen, dem politisch Neugeborenen gewissermaßen, das werde recht klar machen können; ich will Ihnen nur soviel sagen: Das wahre Programm einer Partei wird nicht gemacht, sondern es entwickelt sich. Die Geschichte einer Partei — das ist ihr Programm! Verstehen Sie mich?“

Freiz Lauter verstand nur soviel, daß Herr Prell keine Lust hatte, das Gespräch fortzusetzen. Er ging daher, wenig erbaut und garnicht belehrt von dem, was er gehört hatte, an seine Arbeit.

Seine ersten tagesschriftstellerischen Leistungen erwarben sich viel mehr den Beifall des Herrn Prell, als seine naiven Fragen. Nur einen Fehler fand derselbe zu tabeln, der darin bestand, daß Lauter überall getreulich die Quellen angegeben hatte, aus denen er geschöpft, was er geschrieben: „Die kölnische Zeitung meint“ — „die Neue freie Presse ist der Ansicht“ u. s. w. Wozu das? fragte Prell. Warum nicht kurz und gut: Wir meinen — wir sind der Ansicht? Prell verbesserte das; dann wanderte der fragliche Artikel ganz so, wie ihn Lauter geschrieben, in die Druckerei.

Je mehr sich Herr Prell des jungen Kollegen annahm, desto weniger that es anfangs der Chefredakteur. Er verkehrte fast nur mit Prell und ließ auch durch diesen seine Anweisungen an Freiz gelangen, wenn er solche für nöthig hielt. Trotzdem aber verfolgte er mit Aufmerksamkeit die Leistungen des neuen Redaktionsgehülfen und entdeckte bald, daß dieselben auch auf anderen Gebieten, als dem des Korrekturlesens, denen seines Vorgängers weit überlegen waren.

„Dieser Auszug aus dem langen volkswirtschaftlichen Artikel der ‚Boschischen Zeitung‘ ist wirklich nicht übel,“ sagte er eines Tages zu Prell. „Hat den der Lauter allein gemacht?“

„Bis auf die allerdings zahlreichen Verbesserungen, welche ich darin angebracht habe, allerdings!“ antwortete der Kollege Prell ebenso bescheiden, als wahrheitsliebend.

„Es würde mich interessieren, das Manuskript zu sehen. Ich möchte allgemach über die Leistungsfähigkeit des jungen Mannes ins reine kommen.“

Das hatte Herr Prell nicht erwartet. Er erbot sich, das Manuskript, welches aus der Druckerei mit dem Korrekturabzug in die Redaktion zurückgekehrt war, zu suchen. Als er es gefunden, zerriff er es in kleine Stücke, die er zum Fenster hinauswarf. Vermuthlich war er zu bescheiden, um mit den „zahlreichen Verbesserungen“, die er in der lauterischen Arbeit angebracht, glänzen zu wollen. Dann meldete er dem Chefredakteur wahrheitsgetreu, das Manuskript sei bereits vernichtet.

Nachmittags darauf erschien Herr Schweder zum erstenmal seit dem Eintritt Lauters in die Redaktion in dem Zimmer, wo Prell und Lauter arbeiteten, und zwar während jener Stunden, welche der dritte Redakteur allein im Bureau zuzubringen pflegte.

Er schien sehr gut aufgelegt; der sonst immer vornehme Zurückhaltung zur Schau tragende Chef gab sich heut ganz gemüthlich: „Guten Tag, lieber Lauter. Nun — wie gefällt Ihnen Ihre neue Thätigkeit?“

Freiz hatte sich respektvoll erhoben und erwiderte den Gruß in achtungsvoller Höflichkeit, die aber von sich selbst herabsehender Unterwürfigkeit weit entfernt war.

„Ich gebe mir Mühe, meine Pflicht zu thun,“ sagte er. „Das Bewußtsein, daß ich das thue, und die Hoffnung, mich zu vervollkommen, tröstet mich einigermaßen über die Mangelhaftigkeit meiner Leistungen.“

Schweder betrachtete das offenherzige Gesicht des jungen Mannes mit Wohlgefallen.

„Daß Sie sich Mühe geben, nach Kräften Tüchtiges zu leisten, habe ich bemerkt, und das freut mich. Ich bringe Ihnen daher heut auch eine Arbeit, derengleichen sonst Herr Prell zu machen pflegte. Sie ist nicht allzu schwierig und dabei sehr instruktiv. Die W.-Zeitung bringt einen guten Artikel über die Vortheile und Nachtheile des allgemeinen Wahlrechts. Davon möchte ich einen Auszug veröffentlicht sehen.“

Lauter nahm die Zeitung. Der Artikel war 2½ große Zeilenspalten lang.

„Wie lang darf wohl der Auszug werden?“

„Nun, etwa eine halbe Spalte. Wann glauben Sie damit fertig sein zu können?“

„Wenn ich sofort damit beginnen soll, hoffe ich in spätestens zwei Stunden fertig zu sein. Die Arbeit würde mir wohl viel rascher von der Hand gehen, wenn ich mit politischen Dingen besser vertraut wäre.“

„Zwei Stunden sind nicht zuviel. Wenn Sie fertig sind, bringen Sie mir die Arbeit sammt dieser Nummer der W.-Zeitung in mein Zimmer.“

Herr Schweder ging kopfnickend von dannen und Lauter machte sich auf das eifrigste an die Arbeit. Der große Artikel der W.-Zeitung war klar und leicht verständlich geschrieben, und die darin entwickelten Ansichten interessirten Lauter auf das lebhafteste, obgleich er sich an verschiedenen Stellen des Zweifels an ihrer Richtigkeit nicht ent schlagen konnte. Nicht in zwei Stunden, sondern schon in einer war er fertig. Er überlas, was er geschrieben hatte, rasch noch einmal, brachte einige unbedeutende stilistische Aenderungen darin an und brachte seine Arbeit dann dem Chefredakteur.

Dieser ließ selbst grade seine Feder in riesiger Eile über das Papier gleiten und sagte kurz, aber freundlich: „Bitte, legen Sie hin,“ ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen. Als sich jedoch hinter Freiz Lauter die Thür wieder geschlossen hatte, hielt Schweder inne und schaute nach der Uhr.

„Raum eine Stunde! Wenn die Arbeit ebenso gut geworden als rasch beendet ist, dann ist das wirklich ein ausnehmend intelligentes Bürschchen!“

Er nahm die drei Blätter, auf denen in flüchtigen, aber bestens lesbaren Schriftzügen aufgezeichnet stand, was Lauter geleistet hatte, und begann es zu prüfen.

Er fand mit größter Treue die Gedanken der Abhandlung in der W.-Zeitung wiedergegeben, ohne daß auch nur ein Satz ganz oder annähernd wörtlich abgeschrieben war. Alles hatte eine neue Form gewonnen, kein wesentlicher Punkt war übersehen und doch war der Raum einer halben Spalte nicht überschritten.

„Vortrefflich, in der That vortrefflich,“ brummte der Chefredakteur in den Bart. „Wenn dieser Lauter immer so arbeitet, können dieses Renommisten, des Prell, zahlreiche Verbesserungen nur Verschlimmerungen gewesen sein.“

Er schrieb an die Spitze des ersten Blattes: „Zum wortgetreuen Abdruck — ohne Verbesserungen!“ und ließ den Artikel durch den Redaktionsdiener dem Kollegen Prell überreichen.

Von dieser Zeit an wurde Friß Lauter mehr und mehr der erklärte Liebling und Protégé seines Chefredakteurs, was dem Kollegen Prell aus tausend Gründen äußerst fatal war. Besonders ärgerte es ihn, daß er wieder gezwungen war, die Zeitungen selbst zu lesen, da Lauter von Schweder mit anderen Arbeiten mehr als zur genüge beschäftigt und von der vorbereitenden Durchsicht aller Zeitungen ausdrücklich dispensirt war.

Anfänglich war der so plötzlich zum Journalisten avancirte junge Mann mit seiner neuen Thätigkeit sehr zufrieden und versprach sich davon eine bedeutende Erweiterung seiner Kenntnisse. Aber bald erkannte er, daß es ihm dabei nicht besser ging, als bei seiner früheren Hauptbeschäftigung — dem planlosen Durchwühlen ganzer mächtiger Zeitungsberge. Was er lernte, blieb nicht nur Stückwerk, ließ in seinem Geiste nicht nur täglich neue und täglich mehr Fragen auftauchen, für die er keine Antwort wußte, sondern es steckte auch voller Widersprüche und enthielt eine Fülle von Behauptungen und Beweisführungen, deren Ungereimtheit ihm einleuchtete, ohne daß er sich darüber Aufklärung zu verschaffen vermochte, woher bessere Belehrung zu holen gewesen wäre.

Bei dem Kollegen Prell gab es für ihn in zweifelhaften Fällen keinen guten Rath. So leutselig und gesprächig der früher gewesen, solange er Lauter als seinen eigenen Famulus hatte betrachten können, so zurückhaltend und zugethöpft war er jetzt. Ließ er sich ja zu ein paar Worten der Erläuterung einer für den jüngeren Kollegen zweifelhaften Frage herbei, so war diese Erläuterung entweder dunkler noch, als das zu erläuternde selbst, oder es war, wie es Friß Lauters hellem Kopfe bald klar wurde, gradezu, vielleicht sogar absichtlich, falsch.

Und der Chefredakteur Schweder war einerseits immer viel zu sehr beschäftigt, um es gern zu sehen, wenn man ihn mit Bitten um Belehrung behelligte, und liebte es andererseits aus-

gesprochenemassen, daß man selbst in wichtigeren Angelegenheiten seine Gedanken und Wünsche aus kurzen Andeutungen errieth und ihm so die Unbequemlichkeit langathmiger Auseinandersetzungen ersparte.

Am meisten störte sich Friß Lauter dadurch beunruhigt, daß es ihm unmöglich blieb, klar und deutlich die Richtung zu erkennen, welche der „Tageskorrespondent“ auf politischem und volkswirtschaftlichem Gebiete verfolgte. Und ebenso wenig vermochte er aus dem Charakter seines Kollegen Prell klug zu werden; nur soviel lernte er allmählich einsehen, daß dieser und er in Gesinnungen und Neigungen mit einander nicht zu harmoniren geschaffen seien. Prell lebte sehr flott und hielt vom Arbeiten wenig, vom Studiren gar nichts. Die Arbeit machte er sich so leicht als möglich; am eifrigsten war er noch bei der Scheerenarbeit. Dabei kam es ihm nicht im mindesten darauf an, ob seine Artikel heute das direkte Gegentheil von dem zu beweisen sich bemühten, was er vor acht Tagen mit einem Duzend Gründen als unhaltbar bewiesen oder auch gar lächerlich gemacht hatte. Machte ihn Lauter auf solche Widersprüche aufmerksam, so lachte er ihn wegen seiner kindlichen Unschuld einfach aus. So konnte es denn nicht anders kommen, als daß Friß die Achtung vor dem Journalisten Prell rasch vollständig einbüßte, wobei natürlich die vor dem Menschen Prell mit in die Brüche ging. Bei alledem wäre Friß Lauter seine neue Stellung bald auf das äußerste unbehaglich geworden, wenn er nicht gemeint hätte, den Kenntnissen, wie dem Charakter seines Chefredakteurs die höchste Achtung schuldig zu sein. Sicherlich war er ein gesinnungsvoller Mann, ebenso wie er ein ungewöhnlich begabter Mann war; an ihn sich geistig anzulehnen, soweit es seine Zurückhaltung nur erlaubte, nach ihm sich zu bilden, das wurde nun der Hauptinhalt von Friß Lauters Streben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutschen Vor- und Taufnamen.

Von W. Wittich.

Nicht ein einziger ist namenlos unter den Menschen,  
Ebel oder gering, nachdem er einmal erzeugt ward,  
Sondern genannt wird jeder, sobald ihn die Mutter geboren.  
Domer.

Unter zwei Menschen genügt, wenn der eine dem andern etwas mittheilen, etwas abverlangen, ihn etwas heißen will, also zur Anrede, ein einfacher Ausruf: Heda! oder sonstwie, oder die allgemeinen Rufformen Du! oder wie es sonst bräuchlich. Nicht so bei mannichfaltig verschlungenen Gesellschaftsformen und wenn man in der dritten Person von einem redet. Schon in einer starken Familie macht sich bald das Bedürfniß besonderer Benennungen für die verschiedenen Glieder geltend; dieses Bedürfniß wächst, wenn wir von der Gesellschaftszelle, wie man mit einem naturwissenschaftlichen Bilde die Familie genannt hat, zu einem weiter und reicher gegliederten Gesellschaftsorganismus aufsteigen. Immer weniger wird eine bloße Geste, ein Wink genügen, um die gemeinte Person zu bezeichnen, und immer nothwendiger werden Sonderbezeichnungen für die einzelnen Personen, mit einem Worte: Personennamen.

Diese besondere Art der Sprachschöpfung nun ist es, welche uns im Folgenden beschäftigen soll.

Der Eigename, den einer sein Leben lang mit sich herumträgt, „als wär's ein Stück von ihm“, der ihn von der Wiege bis zum Grabe begleitet, noch zuweilen Jahrtausende lang sein Andenken bewahrt, nachdem sein Leib längst sich in seine Grundelemente aufgelöst hat, ist keineswegs unwichtig. Sowie wir uns vergegenwärtigen, daß er Inhalt, Sinn und Bedeutung hat, werden wir das zugeben müssen. Er soll zunächst die Kennmarke der bestimmten Person sein, ja, wie in den Rechtsurkunden, förmlich die Person selbst sein, wenigstens diese vertreten. Der Name verleihet dem Manne Werth, der Name kann dem Manne unbequem, störend sein; alle halten wir darauf, im bürgerlichen Sinn einen guten Namen zu haben: daß diese moralische Geltung des Wortes Namen aber auf das innigste mit der sprachlichen Bedeutsamkeit zusammenhängt, ja ursprünzlich mit ihr zusammenfiel wie Stoff und Form, das ist zum guten Theil namentlich durch die Erblichkeit der Familiennamen dem Bewußtsein verloren gegangen.

Der Name soll also den Menschen werthen. Deshalb ward und wird bei Völkern von einer gewissen Bildungsstufe, bei den Indianern z. B., dem Stammesangehörigen ein eigener Name erst dann beigelegt, wenn er in bedeutenden Lebenslagen seinen Gehalt offenbart, seine Eigenart gezeigt hat. Bis dahin heißt er einfach der Sohn des N. N., wofür der Vatername eingesetzt zu denken ist. Mannichfaltig, ja unzählig können nun die Anlässe zur Namengebung, zahllos die Beobachtungen sein, welche der Stod sind, auf den die Namen geprägt werden. Besonders auffällige Eigenschaften des Körpers oder Geistes, besondere Gewohnheiten und Lebensgepflogenheiten, Liebhabereien und Lieblingsleidenschaften, absonderliche Erlebnisse sind nur einige wenige solcher Anlässe, die als ohne Wahl herausgegriffene Beispiele dienen sollen. Aber nicht nur die Wahrnehmung von Besonderheiten an dem zu Benennenden spielen ihre Rolle bei der Namengebung: es ist nothwendig, auch den Affekt, die Stimmung der Namenverleiher mit in Betracht zu ziehen, um dem Wesen der Namen auf den Grund zu schauen.

Tapferen und guten Thaten gegenüber sind die Stammes- und Volksgenossen voll Bewunderung oder Anerkennung, wüßte Frevelthaten rufen ihren Unwillen, Mißbilligung, Tadel hervor; jungen Erdenbürgern wird von Eltern und Verwandten Liebe und Neigung vom ersten Augenblick ihres Daseins entgegengebracht; und alle diese Gefühle und Empfindungen finden ihren Ausdruck in den Namen, welche der Person gegeben werden, auf welche sie gerichtet sind. Hinter den meisten Personennamen steckt nun dementsprechend eine lobende, schmeichelhafte, glückverheißende Bedeutung, manche andere Namen wiederum sind aus einer feindseligen, abgeneigten Stimmung heraus geschaffen, die sich dann in tadelnder, ja verwünschender Benennung Luft macht.

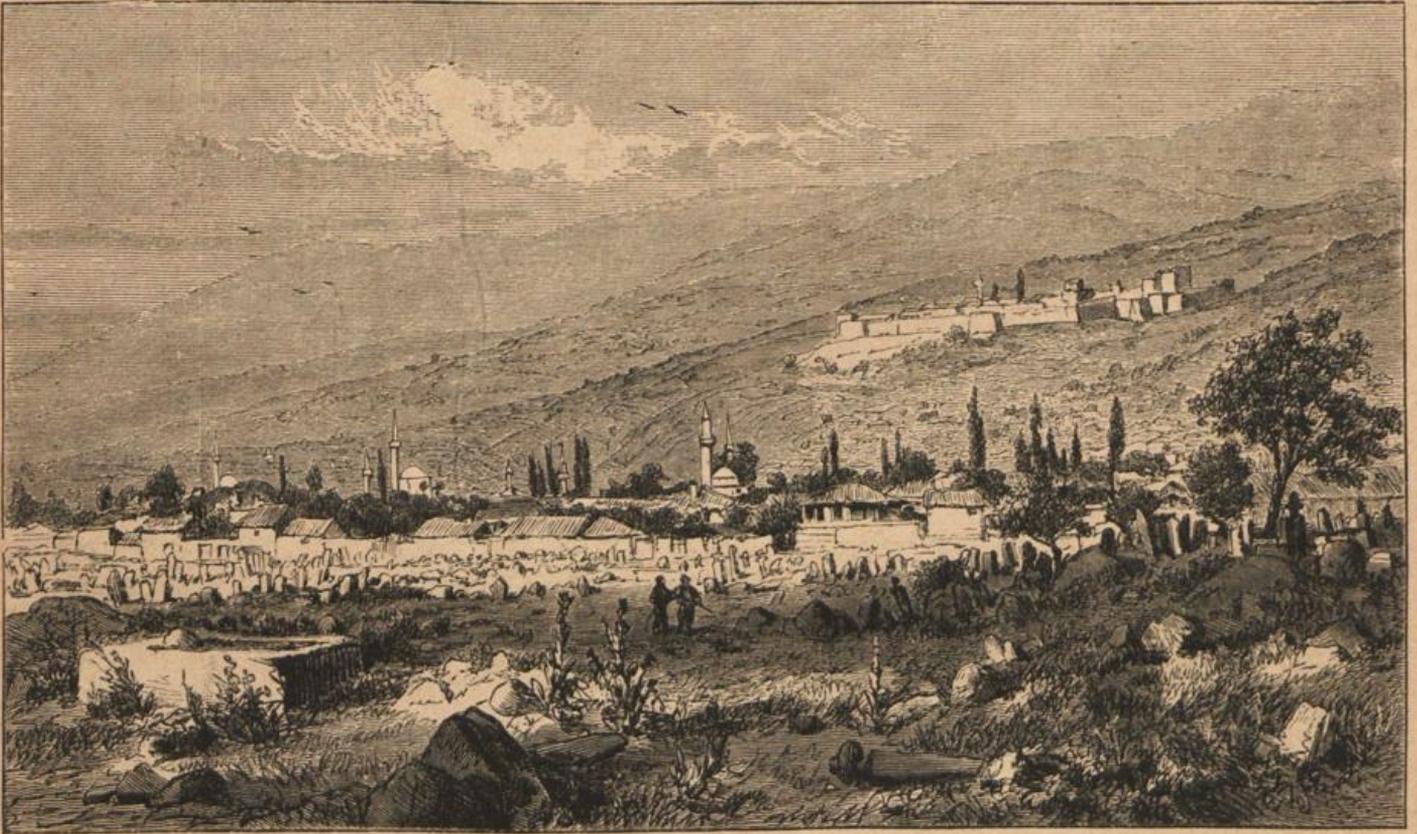
Aber nicht nur Eigenart und Werth der einzelnen spiegelt sich in den Namen wider, sondern die ganze geistige Atmosphäre einer Zeit wird klar und deutlich zu erkennen sein an den Namen, die sie schuf. Diese sind eine nicht zu unterschätzende Quelle für die Erkenntniß des Kulturzustandes der verschiedenen Völker und Zeitalter. In derber, redender, heldenzeit entstehen meist Namen, die auf Kampf und Krieg und dahin gehörige Gegen-

stände und Verhältnisse Bezug haben, bei höherer Kultur und tieferer Durchbildung solche von mehr innerlicher, zarterer Bedeutung.

Wie man an den Eigennamen allerlei Beobachtungen über Moden und Zeitgeschmack eines und desselben Volkes zu verschiedenen Zeiten anstellen kann, so ist dasselbe auch möglich in Bezug auf Verschiedenheit der unterschiedlichen Völker, auf ihre sogenannten Nationalcharaktere. Wenn zum Beispiel der Römer seine Söhne einfach numerirt und sie Sekundus, Tertius, Quintus, Sextus, Septimius, Octavianus u. s. w. nennt, so scheint uns das dem nüchternen praktischen Charakter des Volkes ganz entsprechend, welches berufen war, das größte geschichtliche Weltreich zu begründen und der Welt sein Recht zu geben und dieses in ein System zu bringen, das für sehr lange Zeit, ja bis in unsre Zeit mustergiltig war. Für den ursprünglich ächt bäuerlichen Charakter dieses Volkes von Weltbeherrschern legen ferner berebtes Zeugniß ab Namen wie Agricola gleich der Landmann, Fabius gleich der Bohnenmann (von faba, die Bohne), Lentulus gleich der Linsenmann, und unzählige andere. Wieviel schwung-

voller und poetischer sind dagegen die Eigennamen der Griechen, bei denen Schönheit und Anmuth alle Lebensformen durchdrangen! Da finden wir Namen wie Diogenes gleich der Götterentstampte, Aristobulos gleich der beste Rathgeber, Musäus gleich Liebling der Musen; Apollodoros gleich Geschenk des Apollo, und andere, bei denen schöne, sinnige Bedeutung mit dem süßen Wohlklang der sprachlichen Form einen holden Wettstreit einzugehen scheinen.

Wenn wir nun im Folgenden eine kleine Heerschau über die deutschen Personennamen anstellen wollen, so machen wir von vornherein darauf aufmerksam, daß wir naturgemäß auf die Vollständigkeit etwa eines Namenlexikons verzichten müssen, und daß wir nur gesonnen sind, bedeutamste und interessanteste Namengebungen, ihre Anlässe und ihren Sinn zu berücksichtigen, namentlich aber dabei die allgemein kulturhistorischen Gesichtspunkte festhalten werden. Viele unserer Leser werden etwa auch ihrem eigenen Namen begegnen, und es dürfte manchem eine kleine interessante Ueberraschung zutheil werden, wenn ihm der Begriffsinhalt seines Namens vorgeführt wird. Dazu fügen wir denn gleich, daß in der Namengebung gute und böse Kobolde ihr



Prisren. (Seite 251.)

Wesen treiben, wir selbst aber von uns abweisen müssen die etwaige Annahme, daß wir uns mit den Trägern bestimmter Namen einen Scherz machen wollten. Neckische oder tadelnde Bedeutung des Namens kann heute wohl kaum, oder doch nur höchst selten einem wehe thun: er hat sich die Bezeichnung ja nicht durch eigene thörichte oder üble Thaten zugezogen, sondern von seinen Vorfahren ererbt, von deren Tadelswürdigkeit ja auch noch der Beweis anstünde. Ebenso werden wir im Leben ja auch nicht ohne weiteres und ohne Beweis einen Menschen nach seinem guten oder schönen Namen schätzen, den er von berühmten und verdienten Vorfahren ererbt hat, wenn derselbe dabei nicht des goethe'schen Wortes eingedenk ist:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.“

So wollen wir versuchen, nach gewissen Gesichtspunkten eine Reihe von Gruppen deutscher Personennamen vorzuführen, und es soll uns freuen, wenn wir manchem unserer Leser, die ja alle auf einen guten Namen halten, seinen eignen Namen, den er bisher als eine Gabe des Zufalls oder einer willkürlichen, vielleicht wunderlichen Laune betrachtete, plötzlich lebendig erscheinen

lassen können, sodaß ihm nun dieses Erbstück, das ihm seine Ahnen überlieferten, Bedeutung und höheren Werth erhält\*).

Die ältesten deutschen Eigennamen finden sich bei den griechischen und römischen Schriftstellern, und sie sind zugleich auch die ältesten erhaltenen Proben deutscher Sprache überhaupt. Sodann kommen solche zu tausenden vor in den alten Urkunden und Geschichtsbüchern unseres Volkes in der althochdeutschen Zeit, die man etwa bis zum elften Jahrhundert rechnet. Ganz dem kriegerischen, rauhen Geiste des ersten Zeitalters deutscher Geschichte gemäß, spricht aus den Namen dieser Zeit ein starker, wilder Schlagtothgeist: Kriegslärm und Kampfgetöse, Krachen von Schilden und Zusammenklirren von Waffen, liebliche Musik den Ohren unserer Altvordern, tönt aus den Namen der Urväter heraus.

Da nun viele Worte, welche Bestandtheile der alten Namen bilden, unserer Sprache verloren gegangen und außer Umlauf

\* Auf Wunsch sind wir auch erbötig, soweit unser Können und Wissen und die uns zugängigen Hülfsmittel reichen, unseren Lesern ihre oder sie interessirende Namen zu deuten. Anfragen der Art bitten wir an die Redaktion der „N. W.“ zu richten. Auch Mittheilung besonders merkwürdiger Namen wäre dem Verf. willkommen. N. W.



gesetzt worden sind, wollen wir einige derselben anführen und beispielsweise erläutern.

Ungemein zahlreich sind Personenbezeichnungen, in welchen uns die Wortstämme Gund, Hilo, Hadu, Badu oder Patu, Wig begegnen, welche sammt und sonders Kampf, Krieg und Schlacht bedeuten. Ebenso oft finden sich Bildungen mit dem Stamme von Hari — welches Heer, d. i. reißiges Kriegsvolk, bedeutet. Die Waffen, wie der Ger (d. i. die Lanze zu Stich und Wurf), das Schwert, der Schild, der Kampf und seine verschiedenen Erscheinungsphasen, der Sieg, der Ruhm, der daraus wächst für den tapferen Degen, alle die Eigenschaften, welche Sieg und Ruhm erwerben helfen und bedingen, geben Anlaß zu solch' kriegerischen Namen. Daher die vielfache Verwendung von Eigenschaftswörtern, wie hart, strengen Muthes und von ausstehender Kraft; man gleich berühmt, viel besprochen, „viel beschreit“, wie das 16. Jahrhundert sagt; palt, polt oder bald, bols, soviel wie tapfer, kühn bedeutend, peracht, perht, brecht, bert gleich prächtig, glänzend, hold, älter oald, ald, walt, von dem Zeitwort walten, rich gleich reich, mächtig u. a.

Wie übermächtig der Hang zu und die Freude an Kampf und Krieg war, zeigt sich auch darin, daß selbst in Frauennamen jene Elemente anklingen, wie in Brunhild, Kriemhild, Gerhild, Germuth, Gertrud, Walburg und in vielen anderen. Das darf uns keineswegs wunder nehmen, wenn wir hören, wie die Frauen unserer Altvordern mit in den Kampf zogen und während der Schlacht in dem Lager oder der Wagenburg auf die Häute, welche wie Planen über die Wagen gespannt waren, schlugen und einen kriegerischen Lärm hervorbrachten, um die kämpfenden Männer anzufeuern. Von ihrem Todesmuth berichten römische Geschichtsschreiber, daß oft nach verlorenen Schlachten Frauen sich selbst entleibten, zum Theil an den aufgerichteten Deichseln der Wagen sich erhängten. Ja, einmal, als die größte Verzweiflung nach verlorener Schlacht Germanenweiber ergriff, und sie sich und den Ihren Schande und Sklaverei erparen

wollten, ergriffen sie ihre Kinder bei den Füßen, stießen sie mit den Köpfen auf die Erde, brachen ihnen so das Genick, warfen die Leichen den Römern ins Angesicht und stürzten sich selbst mit nackten Brüsten in die Speere der Feinde!

Wer denkt dabei nicht an die tapfere Brunhild der deutschen Sage, welche sich nur dem als Mann ergeben wollte, der sie in Waffenkampf und Kraftspielen überwand, sowie an den häufig in der Sage wiederkehrenden Zug, daß viel umfrente edle Frauen nur dem sich als Gattin beugen wollen, der ihnen auch im harten Kampfspiel sich überlegen zeigte? Hinter diesen wie hinter der sagenberühmten Brunhild stecken aber die Walküren, jene göttlichen Jungfrauen, die nach dem Glauben der Alten nach einer Schlacht über die Wahlstatt gingen und die Tapferen, deren Wunden auf der Brust waren, suchten und mit sich nahmen nach Walhalla, wo die Reden bei ewigwährender Jagd und Kampfspielen, unterbrochen nur von Schmaus und Zechgelag in Odins Saal, ein herrliches Leben führten.

Welch' wildes Naturleben blickt uns aus solchen Namen entgegen! sagt ein bedeutender Namenforscher, Otto Abel.

Ja, ein wildes Naturleben, denn die innigste Verbundenheit der Gemüther mit der umgebenden Natur, namentlich mit der Thierwelt, muß vorausgesetzt werden, soll dem Kulturforscher anders eine Erscheinung wie die germanische Thierfabel klar werden. Und bei der Personenbezeichnung wurden denn auch Anleihen in der Thierwelt gemacht. Am häufigsten begegnen uns der götterbegleitende, siegverheißende Wolf, der in Mythologie und Leben eine große Rolle spielende Eber, der Rabe des Wotan, der Schwan, die Schlange (Lind) und viele andere. Auch hier war die Anwendung auf Frauen üblich, sodasß moderne Salonmädchen wohl ihr Näschen rümpfen dürften, so etwa über Mädchenamen wie Wolfshild, oder Eberswind, oder Bertramna, welches letztere Glanzrabe bedeutete. Aber auch andere jagdbare Thiere, wie der Auerockse, der Elch und das verschollene Wisent begegnen uns in den ältesten Namen. (Schluß folgt.)

## Der Geheimmittelschwindel.

Von Emanuel B.

(Schluß.)

Man wird es gerechtfertigt finden, wenn wir nach den angeführten Proben trügender Gewinnsucht das Urtheil fällen, daß alle Geheimmittel insgesammt nur Beutelschneiderei sind und kein einziges den ausposaunten Erfolg besitz. Wie sollten auch die nicht den Fachkreisen entstammenden „Erfinder“ im stande sein, wirklich ein neues Heilmittel anzugeben! Ist doch die Wissenschaft selbst von der durch Jahrhunderte gepflegten Ansicht abgekommen, daß durch Arzneien allein Krankheiten gehoben werden könnten. Die Wunderkräfte der Pflanzenwelt, welchen das Mittelalter übergroße Wirksamkeit andichtete, die geheimen Arzneikräfte gewisser Mineralien haben der wissenschaftlichen Beobachtung gegenüber sich nicht als stichhaltig erwiesen und werden von einer neueren medizinischen Richtung eher vermieden, als angewendet. Es ist selbstverständlich, daß die Geheimmittelfabrikanten jene Umwälzung in den wissenschaftlichen Anschauungen nicht unbenutzt vorübergehen lassen und sofort in modernem Gewande nach neuestem Zuschnitt auftreten.

Dr. Arvy's Naturheilmethode betitelt sich eine Schrift, welche bei F. A. Richter in Leipzig erscheint (laut Annonce in der 130. Auflage), und den Anheim erwecken will, als ob ihrem Heilverfahren jene neuen Methoden zugrunde lägen. Des Pudels Kern ist, daß vier untrügliche Mittel gegen allerlei Leiden empfohlen werden, welche nur vom Verleger zu beziehen und natürlich sowohl unverkämmt hoch im Preise, als werthlos, ja theilweise schädlich sind. Es werden versendet: Bain-Expeller, eine Tinktur von spanischem Pfeffer, für 1 M. 80 Pf., Materialwerth 30 Pf.; Sarsaparillian, ein etwas Jodkalium enthaltender Auszug aus Sarsaparilla und Chinawurzel, Preis 4 Mark 50 Pf., Materialwerth 60 Pf.; Pillen aus Eisenpulver, Balapenjalz u. a., 60 Stück für 1 M., Materialwerth 25 Pf.; Calming-Pastilles, dicke, harte Täfelchen, aus Zucker und Anisöl bestehend, mit Laktrigenjaft gefärbt; Preis pro Schachtel 1 M., Materialwerth 25 Pf.

Auch ein C. Zerling in Braunschweig annouciert eine

Naturheilmethode, welche untrügliche Hülfe allen Leidenden gewähren soll. Die dazu dienen sollenden Mittel sind Pulver, Pillen und Thee, letzterer ist aus gegen 18 gewöhnlichen Heiltheesorten, wie Stiefmütterchen, Sonnenblättern u. s. w. zusammengesezt; 9 Pakete Thee und 10 Pakete Pulver kosten 28 Mark, wären aber um 5 Mark herzustellen.

Das Naturheilmittel von Siegm. Fränkel in Berlin, sicheres Mittel gegen Nieren- und Blasenleiden, besteht aus zerschnittenen Blättern der Bärentraube, Preis 9 Mark, Werth 50 Pf.

Wir können den Leser nicht mit Aufzählung aller kurfirenden Geheimmittel ermüden; Wittstein führt in seinem Buche über 800 an. Die Speculanten sind eben auf jedem Gebiete zuhause; sie wissen alles besser und können alle Krankheiten heilen. Nur einige der größten Reklamehelden wollen wir herausgreifen. Da ist vor allem der Erfinder des Königs- (jetzt Kaiser-) tranks, der Hygienist, Gesundheitsrath, wie er sich selbst nennt, Jacobi in Berlin. Seine Universalmedizin heilt folgende schwere Krankheiten:

Milzbrandvergiftung, Magenkrebs mit gänzlicher Magenverhinderung, tödtlichste Herzkrankheit mit täglich vielmaligen heftigen Herzkämpfen, unheilbare Erblindung, wo auch Operation nicht möglich ist, mehr als zwanzig- und dreißigjährigen Rheumatismus mit theilweiser Lähmung (nach einer einzigen kleinen Flasche), heftigste Lungenentzündung, schwere Skrofeln und Drüsenleiden, schwere Menstruationsleiden, eingewurzelte Selbstucht, Gehirnentzündung (nach einigemal Trinken; einer der an Gehirnverweichung wochenlang auf den Tod gelegen, ist nach dem Verbruche einer kleinen Flasche am dritten Tage spazieren gegangen), hektische Schweiß, heißer Brand und heftigstes Wundfieber (nach einmaligem Trinken und Umschlagen selbst bei Milzbrandvergiftung), Wassersucht, Epilepsie, Blasen- und Nierenstein, Sicht, Kopfschmerz, Kopfschmerz, Knochenfraß, Salzfluß, Krebs, Rückenmarksdarre im höchsten Stadium, alle Hautkrankheiten und Geschwüre, Hämor-

rholden, „Medizinvergiftung“, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, — der kleinen Uebel garnicht zu gedenken. — Alle diese Wunderkuren werden durch hunderte von Attesten bescheinigt, die, um Aufsehen zu erregen, in einer ganz neuen, wahrscheinlich von Jacobi erfundenen Orthographie geschrieben sind. Die Medizin besteht aus sieben Nummern, von denen Hager und Jacobien zwei untersuchten. Das Ergebnis ist, daß der Königstrank aus einer dünnen, mit Zucker versetzten Tamarindenabkochung besteht, welcher etwas Weinsäure, Spiritus und ein rother Farbstoff zugefetzt ist. Nr. 1 enthält eine Spur Faulbaumrindenaufguss und Pfefferminze; Nr. 7, gegen Epilepsie, Krämpfe und Weitsicht, enthält etwas weniger Zucker und Weinsäure, dafür aber einen sehr dünnen, wässerigen Auszug von Baldrian und Myrrhe. Der Preis einer Flasche ist  $1\frac{1}{2}$  M., Materialwerth 40 Pf.

Ueber den Malzextrakt von Joh. Hoff in Berlin äußert sich Wittstein folgendermaßen: „Derselbe ist ursprünglich ein gewöhnliches Braumbier, versetzt mit dem Auszuge eines bitteren Krautes (Bitterklee, Kardobenedikt) und der Faulbaumrinde, das aber im Laufe der Zeit und vorzugsweise wohl infolge der damit vorgenommenen und veröffentlichten chemischen Untersuchungen, manche Abänderungen erlitten hat und gegenwärtig als ein gutes, gehaltreiches Bier betrachtet werden kann. Was aber seine Heilkräftigkeit betrifft, so kann es nichts mehr und nichts weniger wirken, als andere gute und extraktreiche Biere, und jede weitere Anpreisung in dieser Richtung ist eine Lüge. Der geforderte Preis beträgt wenigstens sechsmal mehr als sein Materialwerth.“

Daß die Schwindsucht für jene Herren heilbar ist, wird niemanden wunder nehmen. Als Kuriosum führen wir an, was ein Dr. (?) Kriel in Berlin in einem Schriftchen gegen dieselbe empfiehlt: Der Harn des Kranken soll mit einem noch warmen Hühnerrei gekocht werden. Guten Appetit!

Gegen Trunksucht offeriren H. Günther in Altona, P. S. Rungel in Wandsbeck, F. Bollmann in Guben und auch ein Fräulein Kreschmer in Berlin werthlose Nützlichkeiten.

Dringend zu warnen ist vor allen Augenmitteln, welche durchweg schädlich sind. Der Augenbalsam von C. Müller in Berlin, von M. Reichel in Würzburg und von W. Jensen Bandiest in Mecheln enthalten Quecksilberoxyd, das Augenwasser von J. P. H. Hette in Regensburg enthält Opium; von B. Kraft in Kalbe a. S., Dr. Gräfe, Stroinski in Breslau enthalten Zinkvitriol. Bei der großen Empfindlichkeit des Auges kann ein jedes falsch angewendete Mittel die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Ebenso verhält es sich mit den Gehöröhrn. Auch die Epilepsie ist durch Geheimmittel heilbar; nicht weniger als 18 solcher Menschheitsbeglückungen führt Wittstein an; die von Killisch in Berlin und von C. Karig in Berlin enthalten schädliche Bestandtheile.

Zum Schlusse wollen wir noch die Schönheitsmittel einer spezielleren Betrachtung unterwerfen, da gerade sie sich eines ungemeinen Absatzes erfreuen. Sie sind wie alle übrigen Geheimmittel theils werthlos und theuer, theils schädlich. Letztere wollen wir besonders hervorheben, zuvor aber unsern Leserinnen als Ersatz für die zerstörten Verheißungen jener Essenzen einige Rathschläge geben.

Die Schönheit des Körpers steht in engstem Zusammenhange mit seinem physischen Wohlbefinden, es wird daher die Kosmetik, welche jene zu erhalten lehrt, von der gesammten Lebensweise und dem Gesundheitszustand des Individuum bedingt. Alle kosmetischen Mittel können nur gegen äußere Einflüsse die Haut schützen, meistens ist jedoch eine ungesunde Hautfarbe das begleitende Merkmal innerer Krankheiten, besonders der Verdauungsstörungen, und sind daher die Kosmetika, solange jene Ursachen nicht beseitigt werden, selbstredend erfolglos. Einem häßlichen Teint durch Schminken aufzuhelfen, ist nicht nur vom Standpunkte des wahrhaft Schönen, sondern auch vom medizinischen aus zu verwerfen. Die aufgetragenen Pulver verstopfen die Poren und verhindern die Athmung der Haut; sie bewirken, daß die natürliche Farbe immer mehr graugelb wird, wie man dies bei Schauspielern beobachten kann. Viel gesünder wird auch dadurch, daß aus Metallpulvern (Bleiweiß, Zinkweiß, Bismuthweiß) bereitete Schminken zur Anwendung kommen, welche Anlaß zu Hautkrankheiten geben. Um sich eine schöne, d. i. gesunde Teintfarbe zu erhalten ist vor allem größte Sauberkeit des gesammten Körpers, häufiges Baden und Waschen mit Seife, die unerläßliche Bedingung. Die Gesichtshaut verträgt oft die Anwendung von Seife nicht, da besonders die jetzt im

Handel existirenden Füllseifen zu viel freies Alkali enthalten, welche die Haut spröde und rissig macht. Gute Kernseifen sind schwierig zu erlangen, auch die Delfseifen, wie die sog. Marceller, sind meist nicht milde genug und Glycerinseifen sind nur vortheilhaft für den Fabrikanten. Für die zarte Haut ist das beste Waschmittel die in jeder Apotheke käufliche Mandelfleie; gegen Pustelbildung und entzündliche Röthung empfiehlt sich, jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen das Gesicht mit einer Lösung von 50 gr. Borax in 1 Liter Wasser zu befeuchten und bei Vermeidung von Zug dieselben eintrocknen zu lassen; bei dem darauf vorzunehmenden Waschen ist Seife nicht anzuwenden. Auch gegen Röthung der Nase, sofern dieselbe nicht etwa durch übermäßigen Genuß spirituöser Getränke hervorgerufen wird, ist obige Lösung mit Erfolg benutzt worden.

Das in neuester Zeit vielfach annoncirte Menyl des Chemiker Niecke in Dresden ist nach der „Illustrierten Zeitung“ vom 26. April 1879, Nummer 1869, eine spirituöse Lösung von Benzoesäure, Salicylsäure und Thymol, welche mit ätherischen Oelen parfümirt ist. Sein Menylpulver besteht aus Zinkweiß, Talkstein und einer Spur Phenol. Der Nutzen des ersteren Mittels ist zweifelhaft, letzteres kann nur schädlich wirken.

Soll die Haut mit Glycerin geschmeidig gemacht werden, so ist darauf zu sehen, daß dasselbe in bester Qualität als destillirtes zur Anwendung kommt und bis zu einem Viertel seines Gewichtes mit Wasser verdünnt wird, da es sonst eher reizend als lindernd wirkt.

Von den Damen nicht gern gesehene Hautunzierden sind die Sommersprossen und Leberflecke. Beides sind Farbstoffablagerungen in der Oberhaut, über deren Entstehung man mehr vermuthet als man weiß. Die gebräuchlichsten Heilmittel gegen dieselben beruhen darauf, die gefärbte Oberhaut durch reizende Stoffe zu entfernen. Der ärztliche Briefkasten der „Neuen Welt“ von Nr. 29. Jahrg. III. 1877/78 bespricht beide Erscheinungen.

Für diejenigen unserer Leser, welche nicht im Besitze dieser Nummer sind, bringen wir das an dieser Stelle von Dr. Resau gesagte zum Abdruck. Er empfiehlt gegen Sommersprossen Schutz des Gesichtes wider die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen, „Man wasche dasselbe im Frühjahr abends mit kaltem Wasser, welchem man auf ein Liter zwei Theelöffel voll konzentrierter Glaubersalzlösung zusetzt.“ Andererseits wird oft das scharfer wirkende Quecksilbersublimat empfohlen, seiner Giftigkeit wegen darf es jedoch nur unter ärztlicher Kontrolle angewendet werden.

Auch die Entfernung der Leberflecke stößt auf große Schwierigkeiten; das von Dr. Resau angegebene Mittel ist rationell. „Die Flecke sollen mit schwarzer Schmierseife bestrichen werden; nach 10 Minuten wäscht man die Seife ab und betupft die Flecke mit einer zweiprozentigen, spirituösen Karbolsäurelösung. Nach zehnmaliger Anwendung dieses Verfahrens in einem Zeitraum von 4—6 Wochen werden die Flecke beseitigt sein, wenn sie, wie dies sehr häufig der Fall ist, einem mikroskopischen Pilze (Mikrosporon furfur) ihre Entstehung verdanken. Sind diese Flecken dagegen durch Farbstoffablagerungen in der Oberhaut entstanden, wobei sie als flache Warzen erscheinen, so betupft man die Flecke vorsichtig mit einer schwachen Aetzkalklösung (1 : 500), welche man sich in einer Apotheke anfertigen läßt.“

Von den käuflichen Schönheitsmitteln sind manche nicht unbrauchbar, obgleich sie nicht entfernt die in den Reklamen ausposaunte allseitige Wirkung haben. Eines guten Rufes erfreut sich zur Erhaltung eines frischen Teints und als (wenn auch sehr schwach wirkendes) Mittel gegen Sommersprossen die Lilioneese. Durch seinen hohen Verkaufspreis,  $2\frac{1}{2}$  Mark, für ein nicht zu großes Fläschchen, dessen Realwerth 20 Pf. beträgt, wie auch durch seine übertriebenen Anpreisungen ist es unter die spekulativen Geheimmittel zu rechnen. Man kann sich dasselbe am einfachsten selbst bereiten, indem man 1 Theil kohlen-saures Kali, 2 Theile Borax, 2 Theile Eau de Cologne, mit 30 Theilen Wasser vermischt. Der Birkenbalsam von Dr. Fr. Lengiel besteht aus Potasche, Wasserglas, Seife, Gummi arabicum, Glycerin und ätherischen Oelen, kostet 4 Mk., und hat 40 Pf. Materialwerth; bei seinem großen Gehalt an freiem Kali kann dasselbe nur schädlich wirken. Kosmetikum von Simerling gegen Hautübel, Sommersprossen u. s. w. ist eine Mandelmilch mit Benzoeinktur und Citronensaft. Kosmos-Pomade aus indischem Pflanzenfett von J. Pohlmann in Wien ist gewöhnliche Pomade mit Ricinusöl und Resedaextrakt. Eau

d'Atiroma, feinste flüssige Schönheitsseife, durch deren Gebrauch jegliche Hautfehler leicht und „schmerzlos“ beseitigt werden sollen, ist ordinäre Natronseife, die mit Nelken, Zimmt und Pfefferminzöl versetzt ist; Preis 57 Pf., Materialwerth 14 Pf. Eau de Hebe gegen Sommersprossen wird aus Citronen, Essigsäure und Lavendelspiritus bereitet. Eau de Lys von Lohje, das viel Klatsche macht, besteht aus Zinkoxyd, Talksteinpulver, Glycerin und Rosenwasser, kostet 3 Mk., Materialwerth 75 Pf., Wirkungswerth gleich 0. Epidermaton von Böhr gegen Flechten, Sommersprossen, Schimmeln ist Brunnenwasser mit etwas Benzoeintur versetzt, Preis 1 Mk., Materialwerth 40 Pf. Flechtensalbe von F. Schwarzlose in Berlin und J. G. Schwarz in Breslau eine gewöhnliche Salbe mit Perubalsam und Karbolsäure, ist viermal so theuer als sie werth ist. Pasta di Roma von Gruber in Wien soll, abends eingerieben, dem Teint ein frisches, blühendes Aussehen verschaffen, ist gewöhnliche Salbe mit Bolus (weißem Thon), Glycerin, Seife und Benzoe; sie kostet 2 Mk. 40 Pf., ist fünfmal zu theuer.

Minder unschädlich sind folgende Geheimmittel, vor deren Gebrauch wir dringend warnen müssen, da sie giftige Substanzen enthalten, deren Anwendung der Arzt nur in speziellen Fällen und seiner Ueberwachung gestattet. Aus Quecksilbersalzen bereitet sind: Albion aus Paris (auch noch bleihaltig), Cosmetic Wash von Goulland und Kalgdon in Nordamerika, Esprit d'Amaranth von Apotheker Kleinigki, Flechtenwasser von Dr. A. v. S., Salbe gegen Hautkrankheiten von Fontaine in Paris, Pomade contre pityriasis du cuir chevelu von Dr. Main in Paris, welche Kopfschindeln und Schuppen beseitigen soll. Mittel gegen Sommersprossen von Hoefeld, sowie das aus der Kronenapotheke in Mährisch-Osttrau. Salbe gegen Sommersprossen aus Wien, das Kalosin von Treu, Ruglisch & Co. in Wien, nach der Klatsche „vegetabilische, vollkommen unschädliche Essenz, um

die Haut von Sommersprossen zu befreien“; es enthält keine Spur Vegetabilien, dagegen Quecksilber und Zinksalze. Lait antéphélique von Candes & Co. in Paris besteht aus Quecksilber- und Bleisalzen. Das Damenpulver von J. Bohlmann in Wien, eine rothe Schminke, ist bleihaltig, ebenso Snow-withe Euamel for whitening of the Complexion und Snow-white orientale Cream von Phalon und Sohn, ferner auch das russische Schönheitswasser von Frau Schmarl in München.

Die Lehre, welche aus den hier angeführten Thatsachen spricht, wird sich der Leser selbst ziehen. Man lasse sich unter keinen Umständen verleiten, von Geheimmitteln Gebrauch zu machen, mögen sie auch unter den bestechendsten Namen und mit den vorzüglichsten Attesten versehen auftreten. Sie sind nichts als Schwindel, der auf den Aberglauben spekulirt, gegen jede Krankheit müsse es doch eine wirksame Arznei geben. Noch eine andere Art Geheimmittel treibt ihr Unwesen, welche in weniger prächtigem Gewande auftreten, an Verbreitung und Nichtsnutzigkeit ihnen aber nicht nachsteht: es sind dies die sogenannten symptomatischen Kuren. Dergleichen Unsinn auszurotten ist nur die Aufklärung im Stande. Ueber die Vorgänge in unserem Körper machen sich die meisten Menschen gar keine oder, was noch schlimmer ist, falsche Vorstellungen. Möchte doch ein jeder bedenken, daß es weit schwerer ist, gesund zu werden, als sich gesund zu erhalten. Dieses aber muß gelernt werden; das nöthige Lehrmaterial ist in der populären medizinischen Literatur genügend vorhanden. Einen ehrenvollen Platz in derselben nimmt der Begründer dieses Strebens, der verstorbene Prof. Bock aus Leipzig, ein; sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ und noch mehr das kleinere und billigere Werk: „Volksgesundheitslehre“ verdienen in aller Hände zu sein. Auch für die Schule wäre Unterricht über die Vorgänge im Organismus wichtiger, als mancher andere jetzt stark betriebene Gegenstand.

## Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Weinberg muß sehr böse sein. Er that heute, als ob er mich nicht sähe. Wenn das Strafe für meinen Freimuth sein soll, so muß ich lachen! — Ich verachte diese Kreatur, die mir als das Prototyp der ganzen menschlichen Schlechtigkeit erscheint; und jedesmal, wenn sie in meinen Gesichtskreis geräth, überfällt mich eine Art von Schauer.

Eben im Begriffe das Haus zu verlassen, betrat Louise Bürger die Hauschwelle. Sie sprach nichts, war noch bleicher und trauriger als sonst und ging langsam, leicht grüßend hinauf. Ihr Aussehen hatte mir nicht den Muth gegeben, sie anzureden und dann war auch dieser Weinberg dort, der jedes Wort gehört hätte. — Mit liebevoller Theilnahme folgten ihr meine Augen und als sie sich abwandten, bemerkten sie den Bäcker, wie er höhnisch lächelte und eine für mich unverständliche Bemerkung zu einer Person hinter ihm machte. Willenslos sprang ich einige Schritte vor, sah aber das Thörichte meines Beginnens ein und ging fort, um meine Geschäfte zu erledigen. — Mein Haß gegen alle selbstüchtigen Menschen war bei dieser Gelegenheit einmal wieder durchgebrochen. — Ich fluchte laut, wie ein gebildeter Fuhrmann! Und ich hatte Grund, ich hatte einen Grund! — Ich war bis zum Opernplatz gekommen, die Straße „Unter den Linden“ herausgegangen. Ueberall glänzendes Leben und Treiben; Karossen jagten einher, hohe Offiziere machten auf stolzen Rossen Parade, die Posten am Thore präsentirten, rings Sorglosigkeit, Lust und Freude, als wenn alle Welt glücklich zu sein die — triftigste Ursache hätte — als wenn

Als ich heute mein Zimmer betrat, lag ein Brief für mich bereit, dessen Aufschrift mich den Absender nicht gleich erkennen ließ. Mit gewisser Neugierde öffnete ich ihn. Man bat mich, zu einer wichtigen Mittheilung an einen bezeichneten Ort zu kommen. Darunter stand Paul Gerstmann. — Ich ging hin. Ein junger Mann, nahe den dreißiger Jahren stellte sich mir vor. Nach einer langen Anrede kam er zu seinem Zweck. „Kennen Sie Fräulein Bürger?“ „Gewiß,“ antwortete ich, „ich kenne

das Fräulein!“ — „In welcher Beziehung stehen Sie zu der Dame?“ — „In welcher Beziehung?“ — frug ich. „In gar keiner, d. h. in keiner näheren,“ ergänzte ich mich. — „Wir kennen uns. Ich schätze die junge Dame, ich achte sie. Warum diese Frage?“ — „Ist das die Wahrheit?“ — frug er sonderbar erregt. — „Ja,“ gab ich fest zurück, „ich lüge nie!“ — „Dann danke ich Ihnen, und als Zeichen meiner Anerkennung nehmen Sie die Mittheilung entgegen, daß die junge Dame eine Dirne ist. — Ich weiß genug. — Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verschwand der Antwortende. — Der Mensch muß verrückt sein. — Morgen werde ich Fräulein Bürger um Auskunft bitten. —

Ich stand nach einer fast schlaflosen Nacht müde und mürrisch auf. — Nach dem Mittagessen werde ich Bürgers auffuchen. Aber am Mittag war niemand zuhause. Ich klopfte ein dutzendmal vergebens. Räthselhaft, dachte ich und suchte mein Bureau auf. Kaum war ich am Abend ins Haus getreten, so begegnete ich aufgeregten Gesichtern. Fräulein Bürger liegt im Sterben, hörte ich. — Ich eilte, nein, ich flog die Treppen hinauf. Die Nachricht hatte mich tief erschüttert. Ich drängte mich zu Bürgers Zimmer. Auf ihrem Bette lag Louise; dann und wann schrie sie auf. Als sie mich erblickte, richtete sie sich etwas empor. Sie fiel aber ohnmächtig wieder zurück. Man wußte nicht, was mit ihr vorgegangen. — Ich lief zum Arzt. Nach einer Stunde hatte ich einen gefunden. Wir liefen mehr als wir gingen. — „Vergiftet,“ sagte er, als er seine Untersuchung vorgenommen. „Milch, schnell Milch!“ — Die Kranke war indeß nicht zum Trinken zu vermögen. Man zwang sie. — Sie brach sie wieder heraus. — „Es ist zu spät,“ sagte der Doktor, „ich muß dem Gericht meinen Platz räumen. In zwei Stunden spätestens ist die Kranke eine Leiche!“ —

Auf einem Stuhl saß die Mutter; ohne Laut, farblos, vor sich hinstarrend. Ich trat an sie heran, um sie zu trösten. Alles umsonst. Sie gab keine Antwort. Louise wälzte sich auf dem Lager, sie suchte zu sprechen. Sie gab mir einen Wink. —

„Gift,“ sagte sie leise; „ich selbst.“ — Dann streckte sie sich und als ich mich über sie beugte, vernahm ich noch den Namen „Paul“. — Ich barg mein Haupt in den Händen. Thränen rollten über meine Wangen; ich schluchzte wie ein Kind. Der Jammer, den ich seit den letzten Wochen gesehen, das Unglück, das sich in diesen letzten Tagen vor mir aufgethürmt, es war zuviel für meinen kranken Körper. Ich weiß nicht, wie ich in mein Zimmer gekommen; ob man mich hinaufgeführt, ob ich selbst hinaufgegangen. Ich vermuthete das Letztere. — Meine Wirthin kam heute früh besorgt ins Zimmer; als sie mich schreiben sah, lächelte sie und meinte: „Machen Sie nur nicht auch Geschichten!“ — Ich werde Paul Gerstmann auffuchen. Man sagte mir, es sei ihr Bräutigam gewesen. — Morgen verlasse ich Berlin! —

O, Menschheit verhülle dein Antlitz und weine! — Nie hat das Licht auf traurigere Thaten geblüht! Die Unschuld wird von dem Unglück zermalmt, und kalt blickt die Selbstsucht auf ihre Beute! — Nur Heldennuth kann widerstehen; die Sanftmuth ist machtlos! O armes, liebes, sanftmüthiges Kind, arme Louise! — Ihre Mutter war zu mir gekommen. „Sie sind meinem Kinde immer ein guter Freund gewesen,“ sagte sie, „lesen Sie diesen Brief.“ Ich nahm das Blatt, Frau Bürger weinte; mir tanzten die Buchstaben vor den Augen. Ich dachte an Louisens Worte auf dem Heimgange von Bertha Trostens Begräbniß: „Ich bin die Erste, die ihr folgt.“ — Endlich kam mir die klare Vernunft, ich begriff, was ich las. Es waren zwei Briefe; der eine von Gerstmann an Louise, der andere von der Todten an die Mutter. Der erstere lautete:

„Mein Fräulein!

Bisher sah ich in Ihnen ein Mädchen, daß alle Eigenschaften besaß, die man von einem guten Weibe verlangen darf. — Ich war kindisch genug, dem Schein zu folgen und mich durch ein betrügerisches Benehmen bestechen zu lassen. Zufällig war ich in Weinbergs Laden, als einige Herren mit galanten Manieren das Haus betreten. Ich frug, sowie man eben leichtsin fragt, wen diese Herren wohl besuchen könnten, worauf mir die Antwort wurde: Jedenfalls das schöne Stiehmädchen oben, wen sonst? — O, ich hätte eher geglaubt, daß die Sterne vom Himmel fallen würden, als daß Louise eine Dirne sein könnte, sie, mit den treuen Augen, deren süß angenehme Stimme mir stets so wohlthuend und beruhigend in die Seele drang. — Träumend verließ ich den Laden, eine kräftige Hand riß mich vor den Pferden eines Wagens fort, die eben im Begriffe waren, über mich wegzufahren. — Wäre ich zermalmt! — Ich bin um den letzten Rest meines Glaubens an die Menschheit betrogen. Und Sie, die ich gerettet und geborgen glaubte vor der allgemeinen Seuche, sind nun auch so schlecht und so tief gesunken. Ich habe Sie zu sehr geliebt, um Sie sofort vergessen zu können. Sie waren mein erster Gedanke, Sie waren mein letzter. Nun sind auch sie angesteckt von dem Gifte! Tief erschüttert stehe ich hier, einsam, nicht fluchend, nein! mit grenzenlosem Mitleid in meinem zerrissenen Herzen, denn Sie können nur ein bedauerns-

werthes Opfer, eine Verführte sein. Nicht mit Ihnen habe ich zu rechten, mit dem schweren Geschick, aus dessen Giftschloß die gefährlichen Keime herauszuschießen! — Wie es mich nun um mein einziges Gut, um meine Hoffnungen, um meine Pläne und um mein Lebensglück gebracht hat, so suche ich von jetzt ab mit ihm den Krieg. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Leben Sie wohl!“ —

Ich legte den Brief zitternd aus den Händen! — Der Briefschreiber war ein guter Mensch, aber ein Thor — ein bis zum Verbrechen leichtgläubiger Thor. — Dieser Weinberg hatte sein Werk vollbracht! Ich entfaltete Louisens Brief.

Er lautete:

„Liebe Mutter!

Ich kann nicht länger leben. Paul hält mich für ein schlechtes Frauenzimmer. Ich schwöre es Dir im Tode zu, daß ich es nicht gewesen. — Um seine Frau nicht zu verdächtigen, hat Weinberg mich geopfert. Mit einem armen, unbedeutenden Mädchen kann man ja sein Spiel treiben. Es ist niemand da, der sich als Beschützer aufwirft. — Ich suchte Paul in seiner Wohnung. Er war abgereist. — Theure Mutter! Seitdem der nicht mehr an meine Ehre glaubt, dem ich ganz vertraute, bin ich jetzt unnütz in der Welt, ich habe nichts mehr auf ihr zu hoffen. Bäume mir nicht, wenn ich selbst von der Last meines Lebens befreie. Ich liebe Dich unendlich und über den Tod hinaus währt meine Liebe. Ich verzeihe meinen Feinden. Mein Tod wird meine Sünden tilgen. — Wie Goethe's Klärchen greife ich zu Gift. Mein Egmont ist mir verloren — und ich bin nichts, gleich Klärchen, ohne ihn. — Legt mich neben die kleine Bertha! Ich ahnte es, daß ich ihr zuerst folgen werde. Ich muß sterben! Ich muß!“ —

Louisens Leichnam stand blumengeschmückt im Hausgange. Theilnahmvolle Seelen drängten sich herbei, des lieben Kindes leblosen Körper noch einmal zu sehen. Sie lag friedlich lächelnd da, ihre weißen starren Finger hielten ein paar weiße Rosen. Es war mein letzter Gruß. — Die schwarzen Männer mit den Armenfündermienen kamen, den Sarg zu schließen. Mit ihnen kamen noch mehrere Menschen hinzu. Ich sah Weinberg und seine Frau. Mein Herz klopfte zum Herzspringen. Ich wollte sprechen, das Wort erstarrte auf den Lippen. „Schließt den Sarg!“ jagte jemand hinter mir. — „Nein, schließt ihn noch nicht!“ rief ich heiser, „schließt ihn noch nicht!“ Und indem ich die Hände nach Weinberg streckte, sagte ich: „Da steht, der dich in den Tod getrieben!“ — Man riß mich fort; ich hörte schnell den Deckel des Sarges fallen, die Menge sich entfernen — dann war es still um mich, ganz still! — Ich tappte mit den Händen (denn meine Augen sahen fast nichts mehr) nach meinem Zimmer, packte in Fieberhaft meine Sachen, schrieb meiner Wirthin einen Abschiedsgruß und verließ eilends das Haus.

— Eben ertönt das Zeichen der Abfahrt. Ich habe Berlin hinter mir. In diesem Augenblick wird wohl schon Louise in der Erde liegen! — — (Fortsetzung folgt.)

## Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Traußl.

(Fortsetzung.)

Das Jahr 1513 eröffnet ein neues Kapitel im Buche der Erdkunde. In diesem Jahre gelangte Balboa in die Südsee. Kaum verbreitete sich die Kunde von Balboas Entdeckung der Südsee, welche den bisher für Theile Asiens gehaltenen Festlandsmassen Amerikas die Bedeutung eines neuen Kontinentes gab, so entsprang im Kopf Sebastian Cabots der Plan, den kürzesten Weg nach Asien im Norden des neuen Erdtheils zu suchen. Er erhielt vier Schiffe unter dem Befehl von Sir Thomas Pert und segelte 1517 von England ab. Es gelang ihm nicht, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden. Uebrigens theilt er sein Mißgeschick mit all seinen Nachfolgern. Auch Frankreich sandte 1524 unter Giovanni Verazzano vier Schiffe vergeblich zu diesem Zweck aus. Mit nicht besserem Erfolg versuchten es die Spanier unter Esteban Gomez.

Die Erfolglosigkeit aller bisherigen Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu finden, lenkte die Aufmerksamkeit des unermüdbaren Cabot nach der entgegengesetzten Richtung. Er entwarf einen Plan für Auffuchung der nordöstlichen Durchfahrt. Wie dieser Plan durch Unterstützung reicher Kaufleute im Jahre 1553 von Sir Hugh Willoughby und Richard Chancellor ausgeführt wurde, haben wir im ersten Artikel erzählt.

Dreißig Jahre später segelte Forbisher von England mit drei Schiffen nach Nordwesten, fand aber nur die nach ihm benannte Bai und neue Landstrecken im Norden der Hudsonstraße (Meta incognita). Gleich Cortoreale entführte auch Forbisher einen Eskimo sammt Kajak (Boot) nach England, brachte ihn aber ein Jahr später in sein Vaterland zurück. Auch seine dritte Expedition (1578) war verfehlt.

1583 segelten Davis und Briton von England ab, sichtigten Grönland, das sie Desolationland nannten, und anlerten an der Westküste im Silberfunde, dem heutigen Godthaab. Die Davisstraße kreuzend, erreichten sie neues Land unter 66° 40' nördlicher Breite, verfolgten es südwärts, befuhrten den Cumberlandfunde, mußten aber wegen Nebel und Sturm nach England zurückkehren. Während seiner zweiten und dritten Expedition erreichte Davis 72° 12' nördlicher Breite.

Auch die Dänen sandten (1605—1607) drei Expeditionen zur Auffuchung der verschollenen Kolonien in Westgrönland aus, die zwar nicht sonderlich die räumliche Kenntniß von diesem Land zu erweitern vermochten, dafür aber zur Kenntniß der eingeborenen Küstenbewohner wesentlich beitrugen. Es war das erstemal, daß die geographische und ethnographische Wissenschaft an der Erforschung des nördlichen Polarkreises theilnahm. Von den Fabeln, wie sie der damalige Zeitgeschmack liebte, wollen wir absehen und nur das Natürliche, was später die Forscher Madensie, Scoresby, Ross und Barry bestätigten, schildern. Dänische Polarfahrer erzählen in ergößlicher Weise von dem großen Nationalfest der Grönländer, welches sie bei Wiederkehr der Sonne nach der langen

Winternacht mit Tänzen und Freudenliedern feiern, nicht minder von der wunderlichen Sitte der öffentlichen Gesangsduelle, die bestimmt sind, bei großen Beleidigungen dem Bekräftigten womöglich die Gelegenheit zu glänzender Revanche zu verschaffen, sofern er es versteht, die Schwächen und Fehler des brüsten Beleidigers scharf zu beleuchten und lächerlich zu machen. Der Herausforderer beginnt vor einer eigens dazu eingeladenen Versammlung ein Spottlied auf den Gegner; ihm sekundiren seine Freunde, die, was er etwa noch vergessen, gewandt vorbringen und ausbeuten. Dem Herausgeforderten ist Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit unentbehrlich, will er die lange vorbereiteten Angriffe seiner Feinde geschickt abwehren. Gelingt ihm dies nach dem Urtheil des Auditoriums nicht, so wird der Sieg dem Herausforderer zugesprochen und mit ihm das Recht, sich das Beste vom Eigenthum der Besiegten anzueignen. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Fällen, in denen der Angriff matt und ohne Wig — dann nämlich sowohl der Kläger als auch seine Genossen mit Schimpf und Schande abziehen. Wir haben diese nachahmungswürdige Sitte des Jungenturniers angeführt, um die Friedfertigkeit der Eskimos darzutun, die nur dann in das Gegentheil umschlägt, wenn sie von den rohen Matrosen gereizt werden. Eine ausgesprochen feindselige Haltung bewahren die Eskimos nur den Indianern gegenüber. Die Fehde zwischen den Rothhäuten und den gelben Eskimos ist uralte und hat zur Vertreibung der letzteren aus der gemäßigten Zone Amerikas wesentlich beigetragen.

Zugleich mit den Dänen (1607) versuchte im Auftrag der englischen „Muskovy Kompani“ Henry Hudson die nördliche Durchfahrt. Zwischen Grönland und Spitzbergen vordringend, wurde er vom Eis aufgehalten und sichtete in 80° nördlicher Breite fernes Land. Von der holländisch-ostindischen Gesellschaft für die Nordostpassage ausgerüstet, segelte Hudson im Jahre 1609 gegen den Willen seiner Auftraggeber nach Westen, lief in den nach ihm benannten Fluß ein und verkehrte mit den Indianern auf der Insel, welche das heutige New-York trägt. Zum drittenmale fuhr er im Jahre 1610 im Dienst englischer Kaufleute, abermals im Widerspruch mit seiner Instruktion, nach Westen, entdeckte die Hudsonsstraße, in der Jamesbay und überwinterte im südöstlichen Theil derselben, in der Jamesbay. Von seiner Mannschaft mit acht andern in einem offenen Boote ausgelegt, blieb er verschollen. Sein Schicksal aufzuklären, wurden 1612 von England Button und Ingram mit zwei Schiffen ausgesandt; dieselben umfuhren fast die ganze Hudsonsbay. 1615 rüsteten die Engländer Bylot aus, mit dem Baffin als Steuermann fuhr. Diese segelten in der Hudsonsstraße nach Nordwest, entdeckten die vielen dort befindlichen Inseln, folgten der Küste der Insel Southampton im Süden des Foxkanals bis zur Frosenstrasse, wurden aber hier vom Eise zur Umkehr genöthigt. An der Westküste Grönlands in der Baffinsbay vordringend, erreichten Bylot und Baffin 1616 Cap Digges (76° 35' nördlicher Breite), den Wolfenholmsund und den Walfund (77° 30' nördlicher Breite), entdeckten die Hadluytinsel und den durch Eis verstopften Smithsund. Diese höchste von ihnen erreichte Breite ist seit jener Zeit an dieser Stelle nur sechsmal von den bestausgerüsteten, theilweise mit Dampfkraft versehenen Expeditionen überschritten worden. Sich westlich haltend, entdeckten Bylot und Baffin die Careyinsel (76° 40' nördlicher Breite) und den Jones- und Lancasterfund, konnten aber hier nicht eindringen. Die weiteren Unternehmungen zur See bis zu Ende des 18. Jahrhunderts haben in dieser Richtung nur geringe Erfolge aufzuweisen. Die Hudsonsbay wurde genauer untersucht, aber fast alle dorthin gesandten Expeditionen fanden ein trauriges Ende. Der Walfischfang nahm in den neuerschlossenen Gewässern einen großartigen Aufschwung und die vielen dabei beschäftigten Seeleute verbreiteten eine allgemeinere Kenntniß des Strandgebietes der Polarregion. Aber auch das Binnenland wurde durch ein neues Institut allmählich bekannt. In den nördlich und westlich von Canada liegenden, an die Hudsonsbay gränzenden Ländern mit einem Umfange von 148 000 Quadratmeilen besteht seit dem Jahre 1670 eine durch den pfälzischen Prinzen Rupert „ins Leben gerufene“ Hudsonsbaykompagnie, welche wie die weiland ostindische Kompagnie dort nicht nur ausschließliche Handelsprivilegien besitzt, sondern auch bis heute das Recht der politischen Oberherrlichkeit daselbst ausübt. Im größten Theile dieser ungeheuren Länderstreden ist jedoch das echte polare Klima, so daß den größten Theil des Jahres Schnee und Eis den Boden bedeckt und diesen zur unwirthlichen Wüste macht. Selbst in dem tiefergelegenen, in Westaledonien und dem eigentlichen Hudsonsbayterritorium oder Rupertsland, ist die aus einigen Indianerstämmen (den Trolsen und Tschippeways) bestehende Bevölkerung so schwach, daß man tagelang reisen muß, um ein Dorf anzutreffen. Acht Monate des Jahres herrscht ein strenger Winter, der Frühling ist kühl und der Sommer so kurz und heiß, daß an Bodenkultur nicht gedacht werden kann. Außer dem wilden Mais hat die indianische Bevölkerung nichts zur Nahrung, als das erlegte Wild, und die Jagd ist daher ihre ausschließliche Beschäftigung. Diese nördlichen Regionen strotzen von Vibern, Bären, Mardern, Füchsen und Dachsen, Wölfen, Elenthiere, Ottern und Eichhörnchen, deren Felle die Indianer an die Hudsonsbaykompagnie, in neuerer Zeit auch an die amerikanische Nordwestkompagnie und die dänische Grönlandskompagnie verkaufen. Wie belangreich dieser Handel ist, geht daraus hervor, daß die erstgenannte Kompagnie in einem Jahre durchschnittlich die Felle von 98—100 000 Vibern, 690 000 Bisamratten, 7000 Bären, 1000—1200 Dachsen, 500 Hermelinthiere, 10 000 Füchsen, 15 000

Dachsen, 64—66 000 Mardern, 50 000 Ottern (*Lutra phocula* und *Lutra canadensis*), 9000 Wölfen kauft, und einzelne Pelzjäger in demselben Zeitraume circa 20 000 Biber erlegen. Die letzterwähnten Thiere sind wegen ihrer kostbaren Pelze ganz besonders den Nachstellungen der Jäger ausgesetzt. Während der Polarhase, welcher wie der Wolf bis in die unwirthbarsten Ecken der Eskimo vordringt, und wie im Fluge über Felskämme und Klippen des Urgebirges streifend, sich dem Schusse entzieht, zwingt die hochgradige Kälte den amerikanischen Hirsch (*Corvus canadensis*), das flüchtige aschgraue und gestreifte Eichhörnchen, den blutgierigen Cugar (*felis concolor*) und selbst den Waschbär das Rupertsland zu verlassen, um in Kanada, Pennsylvania und Kalifornien Obdach und Nahrung zu suchen. Nur der Biber vermag der Kälte und dem Hunger zu widerstehen und läuft dem Trapper in die Schlinge, der ihn bald auf den Aussterbeetat setzen wird. Die menschlichen Bewohner dieser Eis- und Schneegebirge, die schon oben erwähnten Indianer, vergraben sich in Erdhöhlen mit dicker Mauereinfassung und unaufhörlich brennendem Feuer, dessen Rauchfang das einzige Fenster bildet. Bevor sie ihre Höhlen verlassen, unterjuchen sie vorsichtig die Luft und beim leiseften Winde wagen sie keinen Schritt vor die Thüre. Nur wenn es windstille ist, gehen sie, in Pelze gehüllt, auf die Jagd nach Schneehühnern, Vibern und Bären, oder tragen das Moos von Steinen und Baumstämmen, um es als Gallerte gekocht zu verzehren. Fisch und Seehundsfleisch wird für sie erst dann zur rechten Delikatesse, wenn es monatelang durchfaul ist. Den aus wärmeren Zonen gekommenen Fremden kann weder das Bett noch das Feuer schützen. Und doch vermag der furchtbare Frost den Pulsschlag der Schöpfung nicht zu lähmen. In der kurzen Jahreszeit, welche hier nur uneigentlich Sommer genannt werden kann, befeuchtet sich die Natur, das Veräumte einzubringen. Mit überraschender Schnelligkeit grünen die Birken und Weiden; Heidelbeeren und Brombeeren überranken den aufgethauenen Boden, und das in der Arzneikunde gegen den Scharbub so gerühmte Löffelkraut zaubert mit seinen millionen Büscheln die grünen Wiesen hervor, welche den Namen „Grönland“ veranlaßt haben. Flüchtige Berghafen, Kaninchen, weiße und schwarze Füchse, Wolfshunde und Renntiere bevölkern das Land. Eider- und Rothgänse, Schwäne und Habichte wandeln, Beute suchend, an den Küsten; Sperber und Kuckhäger lassen im Walde ihr Geschrei ertönen.

Diese Schilderungen verdanken wir zwei kühnen Männern, welche auf Landreisen diese unwirthbaren Strecken des amerikanischen Kontinents erschlossen hatten. 1770 erforschte Hearne, ein Mitglied der Hudsonsbaykompagnie, das Gebiet des Artillery- und Ahlmeeres, erreichte den Kupferminnenfluß und verfolgte ihn bis zu seiner Mündung. Ein Beamter der Nordwestkompagnie, Mackenzie, erforschte, vom Athapascia ausgehend, 1789 weite Strecken des unbefannten Westens und entdeckte den nach ihm benannten Fluß, den er bis zum Meer besuchte, (69° nördlicher Breite). 1792—93 ging er direct westwärts bis zum Stillen Ozean; er war der erste Europäer, welcher die Felsengebirge überschritt und den Kontinent im Norden kreuzte. Den Reisenden Lapeyrouse, Bancouwer und Krusenstern (1786—1803) verdanken wir die topographische Aufnahme der Nordwestküste Amerikas und den Seefahrern Bering und Cook die Kenntniß des maritimen Verbindungsweges zwischen dem Großen Ozean und dem nördlichen Eismeer.

(Fortsetzung folgt.)

**Der Einsturz der Taybrücke in Schottland.** (Schluß.) Im Jahre 1879 wiederholte sich am 11. Januar bei Adrianopel die rostower Katastrophe. Die über die Arda führende Brücke brach unter einem russischen Militärzuge zusammen. Ein General, mehrere Offiziere und 200 Mann ertranken. Zur selben Zeit stießen auf der Warschau-Petersburger Bahn bei der Station Glatzschina zwei Züge zusammen, wobei 15 Personen verletzt wurden. Am 19. ist schon wieder eine Entgleisung bei Brüssel und drei Tode zu vermelden. Am 4. Februar wiederholte sich derselbe Unfall bei Hammöversich-Minden mit demselben Menschenverlust. Am 19. Februar zerstörte bei Thorn die hoch angeschwollene Weichsel den Rangirbahnhof der Oberschlesischen Bahn. Der Monat Februar schloß mit einer Entgleisung zwischen Bremen und Hannover, und der Monat März begann mit zwei Entgleisungen bei Bdmny und Freienwalde. In den ersten Tagen des April sind zwei Entgleisungen, bei Medeln und Pleschen, zu registriren. Am 9. stürzte der Moskau-Brest-Litewski-Zug den Bahndamm hinab; alle Wagen zertrümmert, die Anzahl der Todten, wie gewöhnlich, unbekannt. Am 1. Mai explodirte in Toronto (Kanada) die Dynamitladung eines Eisenbahnwagens und tötete zwei Bremsen. Am 10. ist ein Eisenbahnunfall, der sechs Menschen das Leben kostete, aus Radix (Spanien) zu melden. Ein ähnliches Unglück ereignete sich am 19. bei Bittau. Nach zweimonatlicher Pause ereignete sich am 4. August zwischen Nancy und Bezelle in Frankreich ein grauenvolles Eisenbahnunglück. Durch falsche Weichenstellung geriethen 22 Waggons auf ein abgezweigtes Schienengleis, das nach einer Fabrik führte. An der Rampe dieses Etablissements thürmten sich die Wagen übereinander, bevor sie krachend zusammenstürzten. Unter ihren Trümmern lagen 12 Todte und 33 Verwundete. Am 15. fand bei Hof und am 16. bei Flers im Departement der Orne ein Zusammenstoß von Eisenbahnzügen mit blutigem Ausgange statt. Am 20. September verunglückte auf dem durch einen Vollenbruch unterwaschenen Damm zwischen Gogolin und Loschnitz der Güterzug der Oberschlesischen Bahn. Fahr-

personal todt oder schwer verwundet. Der unheilvolle Oktober figurirt auf der Unfallstabelle am 2. mit einer Entgleisung bei Kottbus und am 3. mit Betrümmung eines Viehzuges zwischen Drebber und Diepholz, und einem Brückenzusammenstoß zwischen Crucoli und Giro (Italien). Am 5. explodirte auf der Eisenbahn Puerto Cortes und San Pedro in Spanisch-Sonduras ein Eisenbahnwagen mit 5500 Kilogramm Schießpulver und hat den Zug samt den Passagieren in Atome zerrissen. Am 13. fand bei Bruchsal und am 18. bei Gleiwitz ein Wagenzusammenstoß mit dem üblichen Menschenverlust statt. Am 20. fuhren auf der Kreuzung von Löwen und Antwerpen zwei Züge ineinander, 2 Todte 18 Verwundete. Am 27. schon wieder ein Zusammenstoß infolge starken Nebels zwischen Königszelt und Freiburg. Zugpersonal verwundet. Am 8. November ist bei Bischofsheim der frankfurter Personenzug mit dem mainzer zusammengefahren, und der berliner Expresszug nach Breslau bei dem Bahnhof Gassau entgleit. Am selben Tage stürzte der im Bau begriffene Viadukt bei Feldbergen, an der Hanau-Friedberger Bahn zusammen; 9 Todte, 20 Verwundete. Zwei Tage später haben auf der Bahn von San José nach Santa Cruz in Kalifornien bei der Ausgrabung eines Tunnels drei schnell hintereinander folgende Explosionen stattgefunden, wodurch 28 Chinesen getödtet, 17 Chinesen und 2 Weiße verlest wurden. Die Explosionen sind dadurch verursacht worden, daß eine von den Arbeitern bloßgelegte Petroleumader in Brand gerieth. Am 24. fuhr auf dem Bahnhof Gießen eine Lokomotive in den berlin-weklarer Zug, und am 28. ditto in Posen in den Breslauer Zug. Am 4. Dezember Zusammenstoß von zwei Güterzügen zwischen Witten und Dortmund. Am 5. fuhr ein von Avricourt abgelassener Expresszug auf zwei im Schnee steden geliebene Güterzüge. Ein Schaffner wurde getödtet, ein zweiter, sowie zwei Militärs und mehrere andere Personen trugen schwere Verletzungen davon. Am 8. Dezember sprang an der Lokomotive des Ipswich-London-Zuges infolge des harten Frostes ein Rad ab. Lokomotive und zwei Wagen stürzten den Damm hinunter. Am 16. wiederholte sich derselbe Unfall zwischen Zembowitz und Saufenberg, auf der Rechten Oderuferbahn. Am 28. ereignete sich jener entsetzliche Eisenbahnunfall bei Dundee, den wir eingangs geschildert haben.

Trotz dieses, leider noch unvollständigen Unfallverzeichnisses, ist der Mensch unablässig bemüht, die Arsenale des Würgengels zu bereichern. Soweit die geschienten Wege in Frage kommen, verkehren alle Kulturstaaten ihren Verus nicht, welcher in der Schöpfung gigantischer Werke zu bestehen scheint. Wir sind stolz darauf, im Zeitalter der kühnen Unternehmungen zu leben. Greift aber das unerbittliche Schicksal mit seiner eisernen Faust in das Spinnweb der menschlichen Berechnung, dann fährt Entsetzen durch die Glieder der Sterblichen, — dann fühlen auch die Mächtigen, daß ihnen der hungrige Tod jeden Augenblick ans Leben kann; aber es dauert nicht lange. Auch die „Times“, Englands öffentliche Meinung, konnte sich bei der Schilderung des Einsturzes der Taybrücke bei Dundee eines gewissen Schandens nicht erwehren, um im nächsten Artikel eine „herrliche“ Seebrücke ähnlicher Art zu beschreiben, die ebenfalls an der Düsternisse Schottlands, bei Forth of Queensferry, erbaut werden soll. Diese erhält Pfeiler von der „imposanten“ Höhe von 596 Fuß, also sechsmal so hoch, wie die, welche sich bei der Taybrücke so famos bewährt haben. Wie man sieht, ist da ein Unglück möglich, das noch viel romantischer werden kann, wie das von Dundee.

Um nicht mit einem Todtenlied abzuschließen, wollen wir einer journalistischen Großthat erwähnen, welche der Eisenbahnunfall hervorgerufen. Unsere Leser erinnern sich wohl noch des Herausgebers des „New-Yorker Herald“, namens Francis Bennet, von dem wir erzählten, daß er auf seine Kosten den Journalisten Stanley zur Auffindung von Livingstone's ins Innere von Afrika geschickt, und ein Schiff durch die Beringsstraße an Sibiriens Nordküste zur Auffindung von Nordenskiöld ausgerüstet hat. Am 30. Dezember, am Morgen nach dem schauerlichen Unglück auf der Taybrücke, enthielt das Organ dieses unternehmenden Mannes, der „New-Yorker Herald“, nicht nur eine ihm per Kabel übermittelte, 3000 Worte (à 4 Mark) lange Deyesche über das Unglück, sondern auch eine Liste der vermutlich an „Bord des Trains“ verunglückten Passagiere und mehrere treffliche Holzschnitte von der Brücke nach ihrer Vollendung und während des Baues, sowie Auszüge aus den Leitartikeln der bedeutendsten englischen Blätter über das Unglück, die bei der Zeitdifferenz von fünf Stunden zu Gunsten Amerikas dort eben so früh erscheinen konnten, als in England selbst. Alles in allem aber gibt diese Nummer des „New-Yorker-Herald“ ein so vollständiges Bild der Katastrophe und des Eindrucks, den sie gemacht, wie es in England selbst unmöglich besser hergestellt werden konnte.

Dr. M. T.

**Die Albanesen.** (Bild S. 244.) Bis zum Berliner Kongreß, der den jüngsten orientalischen Krieg beenden sollte, wußte wohl der größte Theil des Publikums sehr wenig oder gar nichts von diesem Volksstamm der Balkanhalbinsel, welcher neuerdings das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt. Das Stück Land, welches er bewohnt, war bis jetzt eine türkische Provinz, die ungefähr 750 Quadratmeilen umfassen, im Westen vom ionischen und adriatischen Meere, im Süden vom Königreich Griechenland, im Osten von Mazedonien und Thessalien und im Norden von Montenegro, Bosnien und Serbien begrenzt wird. Das Terrain hat ausgesprochenen Hochgebirgscharakter und die

Bewohner sind ein kriegerisches Volk, welches sich theils zum muhamedanischen Glauben bekennt, theils der griechischen und römisch-katholischen Kirche angehört. In ihrer Gesammtheit schätzt man die Albanesen, türkisch Arnauten, oder wie sie sich selbst nennen, Schkipetaren, auf 2,200,000 Seelen, wovon in der europäischen Türkei ungefähr 1,200,000, in Montenegro und Serbien gegen 600,000, in Griechenland etwa 200,000 und auf Sizilien 1—200,000 leben. Die im Jahre 1878 in Berlin tagende Versammlung europäischer Diplomaten hatte es nun im Interesse der „Lösung“ der orientalischen Frage für gut befunden, den nördlichen Theil dieser Provinz Montenegro einzuverleiben, für welche weise Fürsorge die Bewohner aber nicht das richtige Verständniß zu haben scheinen, denn sie rebelliren dagegen. Hauptträger des Widerstandes ist die albanesische Liga, eine Verbindung fanatischer Häuptlinge der Clans, jener patriarchalischen Stammesverbände, wie sie in der Geschichte Schottlands bekannt sind, deren Hauptstz, Prizren, unsere Illustration veranschaulicht. Diese Stadt liegt am Drin und am Nordabhang des hohen Schar Dagh' und zählt neben 30,000 Muhamedanern 8000 griechisch-katholische und 2000 römisch-katholische Christen. Von den früheren 360 Kirchen und Klöstern blieb kaum ein Drittheil den Christen, die größte Zahl wurde entweder in Moscheen oder in Ruinen umgewandelt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sich hinter der Liga die Hand der Regierung zu Konstantinopel verbirgt. Zu Boden geschlagen und momentan unsäglich, den russischen Todfeind abzuschütteln, sucht sie jedes Mittel zu ergreifen, um den durch überlegene Macht diktierten Vertrag nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Wie Rußland seine Eroberungsgelüste unter der christlichen Maske verberg, so benützt sie das so oft in eigennütziger Weise angewandte Schlagwort der Nationalität, um den Zusammenstoß einer hundertjährigen Herrschaft aufzuhalten. Und in diesem Falle würde sich dieser Vorwand mit mehr Berechtigung anwenden lassen, als sonst, da die Albanesen einmal eine besondere Gruppe der indo-germanischen Völkfamilie bilden und andererseits die Bewohner des abzutretenden Gebietes Muhamedaner sind. Charakteristisch ist jedoch, daß die auffässigen Clans auch nie große Vorliebe für die türkische Herrschaft empfanden, und daß es der Pforte nie gelungen ist, sich die nordalbanesischen Stämme ganz zu unterwerfen. Die Clans haben für und gegen die Türkei gekämpft, ganz wie es ihr Interesse erheischte, und der geringe Tribut, welchen sie dem Sultan entrichteten, wanderte meist wieder zurück in ihre Taschen als Belohnung für ihr loyales Betragen. Sie hielten sich meist unabhängig und duldeten selten eine Einmischung der Pforte in Verwaltungs- und Gerichtsangelegenheiten. Sie repräsentiren den Feudalismus, der sich in seiner urwüchsigsten Form in jenen wilden Gebirgsgegenden mit Leichtigkeit erhalten konnte. Wenn sie sich aber jetzt gegen die Bestimmung des Berliner Vertrags auflehnen, so geschieht dies wohl kaum aus besonders großer Vorliebe für die Regierung in Konstantinopel, sondern vielmehr, weil ihnen ihre alte gewohnte Herrschaft unter der türkischen Wirtschaft sicher ist, obgleich nicht angenommen werden darf, daß das russische Regiment nach dieser Richtung hin gefährlich zu werden die Absicht habe.

**Künstlerstudien.** (Bild Seite 245.) Wir führen heute unsere Leser nach Rom, jener Märchenstadt, wo der Lebensjubiläum vergangener Jahrhunderte versteinert schläft. Gewaltsam muß man hier das Auge aufgeschloffen halten, um nicht in den Bann des Träumers zu geraten. „Der sinnliche Zauber der bildenden Kunst, die Spuren verschollener Generationen und die originelle Gegenwart zugleich, sie sind es, die den Maler und Dichter mit magischer Gewalt über die Alpen nach dem Lande der Sehnsucht ziehen.“ So urtheilten noch Winkelmann und Goethe. Mit der Originalität der Gegenwart ist es aber in unseren Tagen auch in Rom vorbei. Wenn es noch ein paar Jahrzehnte mit dem Verwischen jedes eigenartigen Gepräges der Erscheinung der Städte und Menschen Italiens, ihrer Sitten, Trachten und Lebensarten so fortgeht, wie seit der Krönung des Berkes der italienischen Einheit durch die Besetzung von Rom, so dürften die Maler von jenseits der Berge Motiven zu Bildern, wie das Original unseres Holzschnittes, vergebens in der Wirklichkeit zu begegnen hoffen. Die schönen Römerinnen mit dem derben, flach ausliegenden Schleierruch auf dem Haupt, mit dem gestriekten Hemd von grober Leinwand, dem rothen, glänzend verschürzten Nieder, der blauen Wollenschürze mit den buntdurchwirkten weißen, breiten Querstreifen sind, wenigstens in Rom selbst und in den von der Eisenbahn berührten Umgebungen der ewigen Stadt, heute bereits zur Mythie geworden. Ihr Bild lebt fast nur noch in den Modellen fort, welche in der via Sistina, nahe der spanischen Treppe, auf die Maler warten, von denen sie zum Sizen engagirt zu werden wünschen. Nach einem solchen Modell sieht aber das hübsche frische Kind nicht aus, bei welchem der blondbärtige nordische Künstler im schwarzen Sammetjaquette, sich in der verträucherten Osteria (Wirthshaus), einer echten Malerherberge, der Ragazza (Mädchen) gegenüber, niedergelassen hat. Ein Modellmädchen hielte das Glas, welches er ihr mit rothem Weine aus seiner Flasche zu füllen anbot, nicht mit so anmuthiger Schalkheit dem fremden Signore (Herrn) hin, wie die Landschönheit es thut. Ein Modell hätte auch schwerlich einen so wild blidenden, so rasch zur Eifersucht entflammten Begleiter und Schützer zur Seite, wie jenen braunen, schwarzzüngigen hageren Gesellen, der, so ingrinnig zu dem Fremden hinübersehend, seiner kurzen Pfeife die

didsten Quasnwolken entlockt. Beide scheinen aus irgend einem ver-  
steckten Felsenest der Sabiner- oder Volskergebirge zur Stadt gekom-  
men und dort, um auszurufen und einen kühnen Trunk zu thun, arg-  
los in eine der Schenken alten Schlages eingetreten zu sein, in welchen  
das Volk der deutschen und skandinavischen Künstler seine Lieblings-  
kneipe schätzt. Die drei Künstler im Hintergrunde zur Rechten, deren  
Gestalten und Köpfe sich nur undeutlich aus der Dämmerung lösen,  
sind, nach ihrer Erscheinung zu urtheilen, die echten eingerömerten  
Stammgäste der Schenke. Sie sehen mehr auf guten Wein, wie auf  
reine Bedienung. Der junge, blonde „Juglese“ (Inbegriff aller  
Wohlanständigkeit in Italien) ist noch ein Gränhorn, ein Neuer, einer,  
der noch keine Wäsche, ein sorglich geknüpftes Halstuch, gutstehende  
Kleider trägt und seine Hände wäscht. Um so leichter allerdings mag  
es ihm gelingen, schon durch sein Aussehen und seine Haltung Eindruck  
auf Auge und Herz des braunen Mädchens zu machen. Aber er hüte  
sich, in die großen dunkeln und doch so leuchtenden Sterne zu blicken.  
Schon so mancher Künstler hat aus solchen dort seine Seele nicht wie-  
der oder doch nur wund und krank zurück zu retten vermocht. Und  
folgt er der Schönen in die felsige Heimath, so kann er gewärtig sein,  
daß der Dolchstoß des heißblütigen Nebenbuhlers seiner Bewerbung ein  
blutiges Ende bereitet.

Dr. M. T.

**Zur Geschichte des Klaviers.** (Schluß.) Die ersten von Silber-  
mann gebauten Pianofortes hatten Flügelform, die mit Tafelform  
rühren von dem Instrumentenmacher Friederici in Gera her. Der  
Hoforganist Gerber zu Nordhausen baute 1742 das erste aufrechtstehende  
Instrument (Flügelform), dies ist somit als der Vorgänger des heuti-  
gen Pianino zu betrachten. Verfertiger des ersten wirklichen Pianinos  
ist hingegen der londoner Fabrikant Southwell (Anfang dieses Jahr-  
hunderts), Pape führte es 1815 in Frankreich ein und 1821 wurde es  
von Grüneberg in Halle gebaut. In England und Frankreich stand,  
während in Deutschland das Klavier seine Rolle spielte, dessen  
Schwesterinstrument, das Harpsichord, in hohem Ansehen; später das  
verbesserte Kindermann'sche Klavier, bis dort von verschiedenen Seiten,  
namentlich von dem Schotten Broadwood und dem Deutschfranzosen  
Erard die deutsche Mechanik so große Verbesserungen erfuhr, daß sie  
unter dem Namen „englische“ Mechanik dauernd den Vorzug vor allem  
behielt. Welch' großartigen Anhang das so verbesserte Instrument  
fand, beweist der Umstand, daß allein die Fabrik von Broadwood and  
Sons in London von 1780 bis 1861 124,048 Stück anfertigte. Aber  
nicht minder groß ist der Aufschwung dieser Industrie auf dem Konti-  
nent und Amerika; namentlich nimmt Deutschland an dieser Produktion  
hervorragenden Antheil und neben den großen und weltberühmten  
Fabriken von Wien, Leipzig, Dresden, Stuttgart, Berlin, Kassel, Braun-  
schweig partizipiert fast jede mittlere Stadt an der Erzeugung des so  
beliebten Familien-Musikinstrumentes. Ein nicht unbeträchtlicher Theil  
der in deutschen Etablissements gebauten Pianofortes wandert ins Aus-  
land, namentlich nach Amerika und Rußland, und manche Fabriken  
sind mit ihrem Abzug hauptsächlich auf den Export angewiesen. Gleich  
dem früheren Klavier fehlte es auch dem Pianoforte nicht an Aus-  
wüchsen und Spielereien und neben den angebrachten Pauken und  
Trompeten sei nur des von dem bereits erwähnten Pariser Pape er-  
bauten Instruments gedacht. Es hatte die Form eines achteckigen  
Theatrisches, konnte vermittelt einer Feder auf der als Fuß dienenden  
Säule gedreht werden, so daß die Klaviatur, welche gleichfalls durch  
Federdruck sichtbar gemacht werden konnte, beliebig einer der daran  
Platz genommenen acht Personen zugänglich wurde. Ein dritter Feder-  
druck ließ eine zweite Klaviatur sichtbar werden und ermöglichte somit  
die Verdoppelung des Konzerts. Daß die Verbesserungen desselben  
nach allen Richtungen auch neuerdings noch vielfach Gegenstand des  
Nachdenkens sind, liegt auf der Hand, und wir lesen von der Anbrin-  
gung doppelter Klaviaturen, welche die Ausführung schwieriger Musik-  
stücke erleichtern sollen u. dergl. Auch die so viel von sich reden machende  
Elektrizität hat sich bereits dieses Gebiets bemächtigt, und ein erfinde-  
rischer Kopf hat vor gar nicht langer Zeit erst dieselbe an Stelle der  
bisherigen Mechanik verwandt. Zieht man die mächtige Entwicklung,  
welche das Klavier bis heute aufzuweisen hat, in Betracht, so ist an-  
gestrichelt des allgemeinen rapiden Fortschritts der Jetztzeit noch gar  
nicht abzusehen, in welch' ungeheurem Grade der menschliche Erfindungs-  
geist dieses Instrument zum Gegenstand seiner Spekulationen machen  
kann und wird. Mancher, der das zweifelhafte Vergnügen hat, musikalische  
Zimmernachbarn zu besitzen, welche, in totaler Verleennung des  
Endweckes dieses Instruments, unbarmerzig die Saiten desselben  
malträtiert, ihn zur Verzweiflung bringen könnten, mag vorläufig  
darin Trost finden, daß ja fast alles Gute, bevor es allseitig erkannt  
wurde, von Ausschreitungen nicht verschont blieb. Und so wird auch

das Pianoforte, je mehr es allen Kreisen zugänglich wird, dazu bei-  
tragen, daß jene Anlagen der Menschennatur zur Entwicklung gelangen,  
ohne welche unser Dasein denn doch ein allzu profaisch-nüchternes sein  
würde.

**Ein Steuerzettel aus dem vorigen Jahrhundert.** Daß die  
„sächsische Höflichkeit“ nicht neueren Datums ist, sondern sich schon in  
alter Zeit selbst bei heiklen Gelegenheiten glänzend bewährte, beweist  
nachstehendes Schriftstück, welches vor mehr als 150 Jahren abgefaßt  
ist, und durch einen Zufall in unsere Hände gelangte. Eine Reichs-  
gräfin v. Flemming wird da in folgender Form zur Bezahlung ihrer  
rückständigen Steuern aufgefordert:

Gnädige Frau,

Ew. Hochreichsgräfl. Excell. werden sich annoch zuentsinnen ge-  
ruhen, welchermaßen beym Hochlöbl. Ober-Steuer-Collegio Sie zu Ab-  
führung derer wegen Dero Steuer-baren Grundstücken hinterstelligen  
Oktomber-Steuern an 307 Thlr. 15 gr. 6 pf. incl. dieserhalbten auf-  
gelaufener Unkosten, um leidliche Termine angesucht, und, inhalts er-  
theilter Deroeselben bereits communicirter Signatur, verstrichene Bey-  
nachten 1721 und Ostern dieses Jahres darzu determinirt worden,  
Dieselben auch besage ausgestellten Interim-Scheins den ersten Termin  
an der Helffte obbemelter Post neulichst bezahlten laßen. Nun dann  
der andere Termin auch allbereit verlossen, und nöthig seyn will, daß  
die Gelder völlig zur Verrechnung gebracht werden; Als habe bey Ew.  
Hochreichsgräfl. Excell. dießfalls gezeimende Anregung zuthun mich  
schuldig erachtet, anbey vor die Persohn unter bittende, Sie wollen  
die Erlegung der anderen Helffte an 153 Thlr. 19 gr. 9 pf. des  
nächstn subsejorgen, und die sonst unumgängl. Execution hinterziehen zu-  
helffen geruhen, worzu man denn um soviel mehr necessitirt werden  
dürffte, nachdem die wegen Dero Ritter-Guths-Nerdeschlag zuvollziehende  
Rechnung außs Jahr 1721 bis dato nicht eingelanget, und dahero mit  
der zuschlüssenden Creyß-Rechnung einzig und allein darauf gewartet  
werden muß. Ew. Hochreichsgräfl. Excell. wolle also auch dieserwegen  
nöthige Anstalt verfügen, damit man Deroeselben mit der Execution  
nicht beschwerlich fallen dürffe, immahen solche, vermöge eines allergn.  
Rescr. d. d. 4. Mart. 1716 en general auf die Ritter-Güter selbst  
retundiret, iedoch Dieselbe meines Orts damit allezeit lieber verschonet  
sehen möge, als Der ich mit besondern egard beharre

Ew. Hochreichsgräfl. Excellenz

Dresden,  
am 29. May 1722.pp.  
M. E.

Den 3. Jun. 1722.

Hat obstehendes Schreiben der Frau Gräfin  
von Flemming Excell. der Executor Leon-  
hardt in Dero Hause allhier eingehändig.

Ob Ihre Hochreichsgräfl. Excellenz zu bezahlen geruht haben und ob  
der Executor allen Leuten gegenüber so höflich war, steht dahin. Kg.

### Literarische Umschau.

**Zur Naturgeschichte der „Kölnischen Zeitung“.** Crefeld,  
Verlag der „Niederrheinischen Volkszeitung“. Der Verfasser dieser  
Schrift ist Ultramontaner und gibt eine Blumenlese von Unwahrheiten,  
Widersprüchen, grundlosen Verdächtigungen und wie die sonstigen Kenn-  
zeichen eines „gesinnungstüchtigen“ „liberalen“ Blattes alle heißen  
mögen. Zu bedauern ist nur, daß er, einmal an der Arbeit, sich nur  
auf das Verhältniß seiner Partei zur „Kölnerin“ beschränkte und nicht  
das Kapitel der Pressekorruption mehr im allgemeinen zum Gegenstand  
seiner Polemik genommen hat. Stoff würde ja das seitherige Betragen  
der liebenswürdigen Dame vom Rhein genugsam geliefert haben; die  
an sich empfehlenswerthe Schrift hätte dadurch auch mehr ein allge-  
meines Interesse erhalten als dies jetzt der Fall sein kann. urt.

### Sprechsaal für jedermann.

Der Fabrikarbeiter Ernst Wilhelm Hauschild, aus Chemnitz  
gebürtig, hat sich vor drei Jahren auf die Wanderschaft begeben, ohne  
bis jetzt seiner Mutter und Geschwistern über seinen Verbleib Nachricht  
zu geben. Unterzeichneter bittet höflichst, falls jemand Kenntniß von  
dem jetzigen Aufenthaltsorte Hauschilds haben sollte, ihm gefälligst  
Mittheilung hiervon machen zu wollen. Bemerkt wird, daß der Ge-  
suchte einen lahmen Fuß (sogen. Krumpfuß) hat.

Schloßchemnitz bei Chemnitz,  
Leipziggerstr. (Sachsen).

Oskar Hauschild.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Die deutschen Vor- und Taufnamen, von  
M. Wittich. — Der Geheimmittelschwindel, von Emanuel W. (Schluß). — Verfahren, von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Forschungsfahrten  
in im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trautl (Fortsetzung). — Der Einsturz der Lanbrücke in Schottland  
(Schluß). — Die Albanesen (mit der Ansicht von Prisen). — Künstlerstudien (mit Illustration). — Zur Geschichte des Klaviers (Schluß). —  
Ein Steuerzettel aus dem vorigen Jahrhundert. — Literarische Umschau. — Sprechsaal für jedermann.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.  
Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.